

DIE FACKEL

Nr. 370/371

5. MÄRZ 1913

XIV. JAHR

Der Automat

An einem und demselben Tage hat sich herausgestellt, daß in Deutschland selbst dann alles klappt, wenn der Kaiser nicht in Straßburg eintrifft, und daß in Österreich das Verbandzeug fehlt, wenn ein Eisenbahnzusammenstoß wirklich stattfindet. Mehr als das. In Deutschland klappt es so gut, daß ein preußischer Prinz noch aushelfen kann, wenn bei einer österreichischen Katastrophe das Verbandzeug fehlt. Das österreichische Blut ist etwas Besonderes, und immer fehlt das Verbandzeug. In Deutschland wird durch falsche Nachrichten bewiesen, daß alles richtig ist; in Österreich sind die wahren Begebenheiten ein Aufsitzer. Verbandzeug ist etwas, was man alle heiligen Zeiten einmal braucht, aber meine Ansicht über die albanische Frage ist die, daß ein Staat, dessen Eisenbahnen weder ein Handtuch noch Seife noch Klosettpapier führen und nur in Ausnahmefällen einen Automaten, der gegen Einwurf von 10 Hellern (Fillér) nichts herausgibt, weder ein Handtuch noch Seife noch Klosettpapier und schon gar nicht die zehn Heller (Fillér), sich nicht in auswärtige Angelegenheiten einlassen sollte. Gewiß wäre Preußen bereit, in allen Fällen auszuhelfen, aber so weit geht die Nibelungentreue denn doch nicht, daß sie gleich in jedem österreichischen Schnellzug einen Nothelfer plazierte und der Kondukteur gegen Verabreichung von zehn Hellern (Fillér) zu der Auskunft bereit wäre: »Wartens, mir ham an preußischen Prinzen im Zug, gleich wern mas habn, is eh ein recht ein freundlicher Herr.« Was aber Straßburg anlangt, so ist es gewiß zweifelhaft, ob ein falsches Telegramm in Österreich eine ähnliche Wirkung hervorrufen könnte, so daß in einer Stunde 18.000 Mann auf einem Polygon versammelt wären. Man wäre vorsichtiger. Sogar, wenn ein richtiges Telegramm einliefe, wären die 18.000 Mann nicht binnen einer Stunde beisammen. Sie zögerten. Ein gewisses begreifliches Mißtrauen gegen eine wahre und ernste Nachricht, das den Ausdruck fände: Das können S' wem andern erzählen, wäre zu überwinden, dann schiene jeder Muskel zu sagen: Schieb i denn net eh an?, dann gehorchte man dem Auftrag, aber in einer Stunde sähe es doch noch immer so aus, wie in Straßburg, wenn sie dort nicht aufsitzen.

Ein Sohn des deutschen Kaisers unterbrach sein Frühstück, und die demokratische Schadenfreude hatte ein Fressen. Aber sie hielt sich wahrscheinlich auch die Seiten vor Lachen, wenn der andere Sohn gleichzeitig bei Mediasch durch einen falschen Alarm aus dem Schlaf geweckt würde und sein Verbandzeug auspackte für nichts und wieder nichts. So bescheiden ist der demokratische Humor und so verschiebt sich der einfachste geistige Tatbestand vor dem schielenden Zeitgesicht. Der Pöbel hat zuviel Ironie. Wenn ein Berliner Gassenjunge ein Feuersignal gibt, ohne daß es brennt und die Feuerwehr ist in drei Minuten zur Stelle und sieht, daß es nichts zu löschen gibt, so dürfte der Kadavergehorsam der Berliner Feuerwehr, die auf das nächstbeste Signal hereinfällt, sehr komisch sein. Es ist aber einem mechanischen im Ge-

gensatz zum geistigen Apparat eigentümlich, daß ein Druck auf den vielleicht unscheinbarsten Knopf genügt, um alles in Bewegung zu setzen. Dieser Effekt kann auch von einem Unbefugten erzeugt werden, und der irreführenden Ordnung obliegt nur noch die Funktion, den Mißbrauch zu strafen; aber sogar die kann mißbraucht werden, indem der Akt gestohlen wird. Die Demokratie verlangt freilich, um allen Mißbräuchen zu begegnen, daß die Bestandteile, aus denen sich der Apparat zusammensetzt, »selbst denken lernen« und jeweils die Berechtigung der Ordre überprüfen. Statt Automaten der Handlung sollen Selbstdenker eingeführt werden. Eigenherrlichkeit und Willkür hat, wie die Elemente beim künstlerischen Schaffen, auch die Infanteristen zu formieren, wenn sie den Befehl bekommen, auszurücken; weist sie das Resultat ihres Denkens in die vorgeschriebene Route, ist's gut, wenn nicht, umso besser. Es ist aber dem demokratischen Gefühl angeboren, daß es das Persönlichkeitsrecht nicht den Künstlern, sondern den Instrumenten zuspricht.

Und der Humor des Freisinns kann nicht höher langens als sein Gedanke. Der Humor findet, daß der Militarismus in Straßburg kompromittiert worden sei, und vergleicht den Streich des Zahlmeisters Wolter mit der Tat des Schusters von Köpenick. Aber dieser warf eine Bombe gegen den Männerstolz vor Uniformknöpfen und nicht gegen den Gedanken der Subordination, die dort Pflicht ist, wo sie Beruf, und nur dort Schuld, wo sie Schwäche ist. Er lehrte, daß derselbe Freisinn, der heute den Soldaten verlacht, diesem besser pariert als der Soldat seinem Vorgesetzten. Der Vergleich von Straßburg mit Köpenick beweist schon seinen Idiotismus in der Behauptung, hier wie dort habe der »Zauber der Montur« gewirkt und der Rock des Briefträgers sei so suggestiv gewesen wie die Hauptmannsmaskerade. Das ist mehr als schwach-sinnig, das ist freisinnig. Das heißt annehmen, daß die Uniform des Briefträgers das ist, was den Glauben an die Botschaft befestigt, und Mißtrauen gegen den Stand der Briefträger säen. Als ob der Briefträger der Exekutor dessen wäre, was im Brief steht, wie der Hauptmann von Köpenick zugleich der Mann war, der die Gemeindekasse saisirt hat. Die Sozialdemokratie ist um einen Grad gescheitert und setzt die Hauptmannsuniform mit dem Telegrammformular in Vergleich. Aber auch das ist nicht gescheit genug. Denn auch ein echter Hauptmann darf keine Gemeindekasse saisieren, während das Mißtrauen gegen eine Depesche sehr wohl dazu führen könnte, eine korrekte Entwicklung des Dienstes aufzuhalten. Der Schuster Voigt imponierte und erreichte das Unmögliche. Daß Wilhelm II., für den Entfernung kein Hindernis ist, Straßburg alarmieren konnte, war glaubhaft. Daß die Militärbehörde einem Originaltelegramm geringeren Glauben beimessen sollte als den Zeitungen, die ihr melden, Wilhelm II. sei in Königsberg, ist im Zeitalter der falschen Explosionen eine alberne Forderung. Wenn Wilhelm, der durch die 'Woche' verwöhnt ist, wirklich gefragt hat: »Ja, lesen denn die Herren keine Zeitungen?«, so beantwortet sich die Frage durch die Versicherung, daß die Herren sehr wohl Zeitungen lesen und darum nicht wissen konnten, ob der Kaiser in Königsberg sei. Der französische Kellnerwitz kann zwei Monate nach der Verwechslung einer Mobilisierungsordre die Sache zum Quietschen finden. Auch die französischen Herren lesen Zeitungen. Zum Beispiel den 'Intransigeant', dessen Straßburger Korrespondent die Ankunft des Kaisers als vollzogene Tatsache gemeldet und eine Beschreibung der Truppenrevue geliefert hat. Zeitungsnachrichten unterscheiden sich von Gerüchten durch Bestimmtheit und von Aufsatzern durch Vollständigkeit. Die 'Arbeiter-Zeitung' meint, daß die Straßburger Militärs »als Redakteure von einigermaßen ernstzunehmenden Blättern schlechterdings unmöglich wären«. Gewiß, sie unterscheiden sich von solchen Redakteuren, daß sie nur gehorsam glauben und

nicht auch frech erfinden. Der Kaiser sollte mit ihnen zufrieden sein und höchstens fragen, ob beim Probealarm wirklich alles klaglos funktioniert hat. Wenn Herr Wolter in seiner Maske die Revue abgenommen hätte, so müßte sich der Kaiser von ihm Bericht erstatten lassen. Von ihm, und nicht von den Zeitungen.

Wenn aber deren Unverlässlichkeit auch schon offiziell beglaubigt wäre, so bestünde darum doch kein Grund, diesen Mangel auf eine Stufe mit der Leichtgläubigkeit einer Militärbehörde zu stellen. Auch hier ist dem Freisinn eine totale Begriffsverstauchung geglückt. Sein Witz behauptet, in Straßburg sei ein Grubenhund zur Welt gekommen. Aber der dortige Satiriker bewies doch nicht, daß die Soldaten vom Marschieren nichts verstehen, sondern das Gegenteil. Er demonstrierte, daß sie selbst dann ihren Beruf richtig erfassen, wenn sie nicht dazu verpflichtet wären. Winkler lieferte einen Beweis gegen den Journalismus, während der Militarismus die Aufgabe gelöst hat, die Wolter ihm stellte. In Köpenick war ein Grubenhund losgelassen, denn dort erlag man der Uniform genauso, wie die Neue Freie Presse parierte, als sie den Ton der Wissenschaft bellen hörte. Was in Straßburg geschehen ist, ist eher mit der falschen Nachricht von der Schönbrunner Explosion zu vergleichen, die ein sinnloser Versuch war, die Zeitung in ihrer Domäne der Tatsachen zu kompromittieren. Dadurch, daß sie prompt druckt, was man ihr anschafft, hat die Neue Freie Presse bewiesen, daß sie ein Nachrichtenblatt ist, und sie hat ganz recht, übermütig zu werden und das Ereignis von Straßburg als einen großen Kowed, der ihr widerfahren ist, auszudeuten. Denn wenn auch zwischen den Offizieren von Straßburg und den ernstesten Männern, die in Wien ihre schwere Berufspflicht erfüllen, ein Unterschied der Verantwortlichkeit besteht und obwohl man den Unterschied zwischen den Aufgaben einer Garnison und denen einer Nachtredaktion natürlich Klavier spielen möchte, so laufen doch die »Irreführung der Bevölkerung, der Behörden und der Garnison von Straßburg« und die »verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse« in der Idee auf dasselbe hinaus. »Im Verlaufe weniger Monate geschieht es nun zum zweitenmale ...«, sagt sie, verweist auf die Mobilisierung von Luneville, meint aber die Methanexplosion von Schönbrunn und fährt fort:

Man sieht, wie in der Zeit des Telegraphen *und des Telephons* auch an den höchsten amtlichen Stellen mit unerwarteten, *mit plötzlichen Geschehnissen gerechnet werden muß, die im nächsten Augenblick zur Ergreifung verschiedener Maßregeln nötigen*, ohne daß erst eine Überprüfung der telegraphisch *oder telephonisch* zugekommenen Nachricht, ihrer Authentizität, der Person ihres Übermittlers usw. möglich wäre. Wer mit dem Modus der Prozedur vertraut ist, vermag sich und seinem Vorgehen leicht den *amtlichen Anstrich* zu geben, und so kann es sich ereignen, daß ein entlassener Feldwebel einen Kaisersohn, einen Statthalter, einen Korpskommandanten und mit ihnen Tausende und aber Tausende seiner Mitbürger auf wohlfeile Art zu mystifizieren und in die größte Aufregung zu versetzen vermag.

Und sogar einen Nachtredakteur. Und da sich herausstellt, daß der falsche Telegraphenbote »sich nicht einmal eines besonderen Raffinements bedient hat, um die Täuschung in Szene zu setzen«, so steht die Neue Freie Presse größer da denn je. Die Straßburger werden natürlich wieder hereinfallen. Der Neuen Freien Presse kann so etwas nicht mehr passieren, denn sie versagt es sich jetzt vorsichtshalber in den schönsten Fällen, die Wahrheit zu bringen, weil man nicht wissen kann. Sie soll kürzlich eine sichere Explosion

bei Boryslaw totgeschwiegen haben, weil sie ihr nicht über die Gasse traute. Die ganze Gegend paßte ihr nicht. Das ist, so heroisch die Entsagung sein mag, auf die Dauer ein unerträglicher Zustand. Sie soll getrost auch dort zugreifen, wo man nicht wissen kann, und soll sich nur dort zurückhalten, wo man nicht wissen muß. Wenn sie künftig statt Meldungen überhaupt nur mehr Stimmungen bringt, weil diese verläßlich sind, so wird sie einer Garnison gleichen, die aus Furcht vor einem falschen Alarm sich vorsichtshalber nur auf das Singen von Kriegsliedern einläßt. Wir in Österreich sind ohnehin der Welt verdächtig. Wir haben Blut, aber kein Verbandzeug. Wir haben kein Klosettpapier, aber Zeitungen. Was soll aus uns werden, wenn auch die versagen? Wir lachen, weil man in Deutschland gekonnt hat, wiewohl man nicht gemußt hat. Trauriger ist allerdings, nicht zu können, wenn man muß, und auf wahre Nachrichten aufzusitzen. Ein Automat wurde von einem Narren bedient, und funktionierte doch. Versuche hier ein Sokrates, zehn Heller (Fillér) hineinzuworfen. »Machen S' keine Gspäß«, hieß es, »der is ja eh hin.«

Glossen

WIR UND DER KRIEG

Von bulgarischer Seite meldet man:

Der Generalissimus trägt sich mit dem Gedanken, die Überumpelung der Festung in einem Nachtangriff auf Adrianopel zu erreichen. In einer stillen Nacht soll der Sturm erfolgen. Mittlerweile wird für lautloses Heranschleichen an die Festungswälle dadurch gesorgt, daß das Schuhwerk sämtlicher Soldaten mit echten Palma-Kautschuk-Schuhabsätzen versehen werden soll.

Lear spricht:

Ich will Dir pred'gen, Horch:

Wir Neugeborenen weinen, zu betreten
Die große Narrenbühne — ein schöner Plan! —
O feine Kriegslist, einen Pferdetrupp
Mit Filz so zu beschuh'n: ich will's versuchen,
Und überschleich' ich so die Schwiegersöhne,
Dann schlägt sie tot, tot, tot! — Tot, tot!

Und auch:

Da könnte wohl der Mensch in salz'ge Tränen
Vergehn, wie Kannen seine Augen brauchend,
Des Herbstes Staub zu löschen.

* * *

WAS SAGEN SIE DAZU? NICHT WAHR, SIE STAUNEN

Die Türkei vor dem Wiederbeginne des Krieges

*Ein Gespräch mit General Mahmud Schefket Pascha,
kaiserlich ottomanischem Großwesir und Kriegsminister.*

Von unserem Konstantinopler Korrespondenten.

(Telegramm der »Neuen Freien Presse«)

Konstantinopel, 30. Januar

Zwei weltgeschichtliche Ereignisse haben sich heute zugetragen. Der Oberkommandant der bulgarischen Armee hat in einer Depesche an den ottomanischen Großwesir und Kriegsminister Mahmud Schefket Pascha den im Dezember geschlossenen Waffenstillstand mit einer Ablaufsfrist bis Montagabend gekündigt. Die Pforte hat die Antwort auf die Kollektivnote den Botschaftern der Mächte mitgeteilt.

An diesem bewegten Tage erhielt ich die Einladung Sr. Hoheit des Großwesirs zu einem Besuche.

Ich habe den Großwesir in glücklicheren Tagen wiederholt gesehen und mit ihm gesprochen. Seit einer Woche ist er, der seit dem letzten Sommer in den Hintergrund getreten war, an der Spitze der Regierung und hat in schwerer Zeit ein verantwortungsvolles Amt übernommen

Ich folgte der Einladung nicht ohne Bewegung über das Wiedersehen in diesem ersten Augenblicke. Ich begab mich heute nachmittag zur Pforte.

Ich wurde um 4 Uhr vom Großwesir Mahmud Schefket Pascha im Empfangssaale der Pforte *zwischen den Besuchen* des Markgrafen Pallavicini und des italienischen Botschafters Garroni zur *Entgegennahme einer Mitteilung an die »Neue Freie Presse«* empfangen.

Nach der Begrüßung sagte ich zum Großwesir:

»Gratulieren kann ich Hoheit zur höchsten Würde bei den so schwierigen Verhältnissen, unter denen Sie Ihr Amt übernommen haben, nicht ohne Zögern.«

Großwesir: *»Gewiß, Sie haben recht, besonders nach dem, was vorgefallen ist.«*

»Hoheit, ist die Sofioter Meldung von der Kündigung des Waffenstillstandes richtig?«

Großwesir, auf eine Depesche zeigend: *»Leider ja, um 3 Uhr erhielt ich von unsrem Hauptquartier diese Depesche des Generals Sawow, in der er den Waffenstillstand kündigt. Was sagen Sie dazu?«*

»Ich konnte der Meldung keinen Glauben schenken und hielt für bloße Taktik, vielleicht dazu bestimmt, zu verblüffen. Ist's also wahr?«

Großwesir (lebhaft): *»Allerdings, ich muß jedenfalls damit rechnen, und von heute in vier Tagen, also Montagabend, geht der Krieg wieder los. Nicht wahr, Sie staunen.«*

»Ich finde es sündhaft, nachdem Hoheit Ihr Äußerste getan haben, um den Frieden zu schließen. Das war also genau eine halbe Stun-

de nach Überreichung Ihrer Antwortnote, die um halb 3 Uhr erfolgte.«

Großwesir: »*War es erst halb 3 Uhr*, ich weiß es nicht. Jedenfalls wollte unser Minister des Äußern, Prinz Said Halim, die Note schon vormittags, während ich den Botschafter Markgrafen Pallavicini von ihrem Inhalt in Kenntnis setzte, überreichen, sie erlitt aber durch eine Korrektur einen kleinen Aufschub.«

»War diese Korrektur *etwa wesentlich*?«

Großwesir: »Ach nein! Im französischen Text war eine Zeile versehentlich weggelassen, das war bald korrigiert, und vielleicht stünden wir jetzt vor dem Frieden, *da kommt plötzlich* diese Kündigung Sawows, die alle Bemühungen der Großmächte um den Frieden vereitelt. *Auch recht*. Wir haben ein gutes Gewissen. Sie wissen, ich habe mein mühevollenes Amt erst vor einer Woche übernommen, war lange fern von den *Geschäften* und mußte mich erst einarbeiten. Trotzdem haben wir rasch gearbeitet, um den Großmächten unseren guten Willen zu zeigen. Wie kann Bulgarien jetzt vor der Welt, vor der Geschichte diesen Bruch verantworten, der heillose Verwicklungen, ja einen Weltkrieg heraufbeschwören kann!«

»Ich glaube wirklich, daß die Türkei mit ihrem Zugeständnis der Teilung Adrianopels dem Frieden ihr alleräußerstes Opfer gebracht hat.«

Großwesir: »*Sie kennen anscheinend* bereits unsere äußersten Bedingungen. Wir hatten bereits hunderttausende von Quadratkilometern hingegeben, wir waren jetzt sogar bereit, noch das rechte Maritza—Ufer abzutreten ... Wir wollen nichts behalten als unsere unbezwungene Festung mit ihren, unserer Dynastie und allen Osmanen geheiligten Stätten, um des Friedens willen und um unsere nationale Ehre zu bewahren. *Wie kann man nur so rücksichtslos sein*, wegen eines so kleinen Gebietes einem tapferen Gegner die Ehre rauben und ganz Europa in Brand stecken zu wollen! Ich bin dem Friedenswunsche der Großmächte — *sagen und schreiben Sie es nur — zu 75 Prozent entgegengekommen*, habe nur 25 Prozent für uns behalten, *und die Gegner sollen gar nicht entgegenkommen*? Wenn Europa diesen Friedensbruch duldet, dann muß es auch die Folgen tragen. Wir lehnen jede weitere Verantwortung ab und sind bereit, unserer Ehre auch das letzte Opfer zu bringen. Montag um 7 Uhr abends endet der Waffenstillstand ... Ich weiß, unser Volk wird zürnen, daß wir dem Frieden Europas so große Opfer brachten, um so freudiger wird es aber in den Kampf gehen.«

»Ist der Frieden wirklich schon verloren? Was sagen die Botschafter zum Abbruch der Verhandlungen durch den Balkanbund?«

Großwesir: »Sie wissen es selbst noch nicht.«

»*Und werden Sie, Hoheit, gleichzeitig Großwesir und Kriegsminister bleiben können*?«

Großwesir: »*Warum nicht*? Ich werde bald da, bald dort sein. Das Vertrauen auf unsere gerechte Sache gibt uns Kraft, und schließlich gibt es kein Opfer, das für das Vaterland zu schwer wäre.«

»*Ich habe Sie, Hoheit, stets verehrt, heute bewundere ich Sie*.«

Mit ungewöhnlicher Wärme drückte mir Scheffet die Hand und kehrte in den Ministerrat zurück.

Wörtlich. 1. Februar 1913. An leitender Stelle. Die 25% sind die Heiligtümer und Moscheen. »Heimkehr der Sieger« war eine dialogische Stümperleistung.

* * *

TÜRKEI UND PRESSE

Der Wiederbeginn der Feindseligkeiten

Äußerungen des Prinzen Said Halim,
ottomanischen Ministers des Äußern.
Von unserem Korrespondenten.

Konstantinopel, 1. Februar

Der Minister des Äußern Prinz Said Halim erklärte mir heute, nachdem er mit dem Markgrafen Pallavicini in der österreichischen Botschaft eine halbstündige Unterredung gehabt hatte:
»Die Lage ist unverändert. *Rechnen Sie vorläufig noch immer mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten.*«

Wenn es nicht ein Rat ist, à la baisse vorzugehen, sondern wirklich die Anerkennung einer Großmacht, die vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten verständigt werden muß, dann gibt's noch eine Rettung. Ein Harem geht unter, und die türkischen Würdenträger werden Eunuchen in einem Bordell.

* * *

ER HAT GELEGENHEIT GEHABT DAS TÜRKISCHE HERZ KLOPFEN ZU HÖREN

Das türkische Herz

(Orig.—Korr. der »Neuen Freien Presse«)

Konstantinopel, 6. Februar

Es war inmitten einer Versammlung von Tausenden von Personen, daß ich es klopfen hörte, das türkische Herz. Europa wollte lange nicht daran glauben, daß die Türkei überhaupt ein Herz hat ...

Es gab allerdings eine Zeit, wo man dem *türkischen Herzen* gerechter wurde, wo man seine unleugbare Größe anerkannte ...

Wir sind im großen Vortragssaale der Universität in Stambul. Versammelt ist alles, was die osmanische Nation an Männern und Jünglingen von Herz und Verstand besitzt. *Wir können sicher sein, daß hier das Herz der Türkei klopft.* Sein Klopfen malt sich in allen Gesichtern ...

Nachdem der liberale Mustafa Assim Efendi auf diese Weise den Geist des Fanatismus gebannt hatte, ließ er dem Professor Hamdullah Subhi das Wort ... Brausender Beifall ertönte, von dem der Saal zitterte. *Das türkische Herz bebte ...*

Und nun trat eine in letzter Zeit viel genannte Persönlichkeit auf, Enis Avin Bey, der den Schriftstellernamen »Aka Gündüs« trägt ... Er hat in seinem »*Türkischen Herzen*« dem Osmantentum in Mazedonien das Schwanenlied gesungen... Es war ein Rausch, der vielleicht lange anhält, vielleicht aber sich verflüchtigt. Orientali-

sche Naturen sind nun einmal leicht erregbar und unterliegen allen Beeinflussungen der Stunde. Und doch möchte ich glauben, daß hier nicht nur das Gehirn und die Sinne, sondern auch die *Herzen* ergriffen waren ...

Das Schlußwort sprach der Herausgeber der pantürkischen Zeitschrift »Der Türken Heimat«, der tatarischtürkische Schriftsteller Aktschura Oghlu Jussuf Bey ... Wer die Entwicklung der sozialen Verhältnisse in der Türkei kennt, wird mit leichter Mühe die Schwierigkeiten zu schätzen wissen, die hier zu überwinden sind. *Das türkische Herz klopft zwar ...* Aber vom *Klopfen des Herzens* bis zur Anspannung der Muskeln, bis zur Stählung des Willens ist noch ein weiter Schritt. Wenn dieser Schritt getan wird, so hat die türkische Nation damit sich selbst bezwungen. Sie hat das ergänzt, was ihr fehlte, nämlich der starke Wille, ohne den das gute *Herz* zur Rettung des Vaterlandes nicht ausreicht.

* * *

WER IST ES?

Eine Äußerung des Kaisers

Die Audienz des Prinzen Hohenlohe beim Zaren

Der Kaiser hat sich mit Ausdrücken lebhafter Befriedigung über den Empfang des Prinzen Hohenlohe in Petersburg geäußert. So erzählt uns eine politische Persönlichkeit, die dank ihren Funktionen Gelegenheit hat, vor dem Monarchen zu erscheinen und unmittelbar den Eindruck der Ereignisse auf den Herrscher zu konstatieren ...

Wem erzählt sie es? Dem Neuen Wiener Journal. Es dürfte also die bekannte Toilette—Berichterstatterin des Auswärtigen sein, die dank ihren Funktionen Gelegenheit hat und nach der Schreckensnachricht »Prochaska ermordet!« sich eben auch einmal mit einer tröstlichen Botschaft einstellen wollte. Sollte aber die politische Persönlichkeit jemand anderer sein, einer, der wirklich den unmittelbaren Eindruck der Ereignisse auf den Herrscher ins Neue Wiener Journal trägt, dann wäre dieser Persönlichkeit ein Konsulat in Prizrend mit den dazugehörigen wahren Schreckensnachrichten dringend zu wünschen. Denn alles was recht ist — aber so dürfen wir in Österreich denn doch noch nicht aussehen, so nicht!

* * *

ZNAIMER TÜRKEN

»Ein Freund unseres Blattes schreibt uns aus Znaim: Ich habe mich mit mehreren der *in Znaim zur Neutralität gezwungenen* türkischen Offiziere befreundet und kann konstatieren ... Sie trinken fast nur schwarzen Kaffee, da der türkische Kaffee doch nicht recht nach ihrem in dieser Beziehung sehr verwöhnten Geschmack ausfällt. Im allgemeinen sind die Herren ruhig und von einem heiteren Gleichmut, *nur wenn die Zeitungen* über neue unglückliche Ereignisse vom Kriegsschauplatz berichten, sieht man,

wie sich ihre Züge verfinstern und man fühlt dann förmlich, wie Gram, Schmerz und ohnmächtige Wut sie verzehren ... «

Wenn die nicht in Znaim zur Neutralität verurteilt wären, was der in Znaim erlebt hätt!

* * *

WAS MAN ESSEN DARF

Das Sechs—Uhr—Blatt, das zur rechten Zeit erscheint, um zwischen den Tagedieben und dem Nachtleben zu vermitteln und das auf seiner Stirn nichts anderes trägt als Variationen über das Motiv: Da habts mei letztes Kranl, bleibt dabei, daß die Café—Chantants am Ruin der Türkei schuld seien:

Der Osmane ist schwer beweglich. Und keineswegs anschmiegsam. Und hat vor allem nicht jenen fabelhaften Instinkt der Anpassung und Auswahl, mit dem die Japaner die europäische Zivilisation gewissermaßen aufgesaugt haben. Sie *verschluckten den genießbaren Kern* und *warfen die Schale weg*. Der träge Türke *schluckte die unverdaulichen Schalen* heißhungrig hinunter und bekam davon böse Magenbeschwerden.

Hier scheint ein guter Kern, der sonst in rauher Schale steckt, in ein Bild hineingespuckt worden zu sein. Und ich bin überzeugt, daß ein Wein sein wird und mir wern nimmer sein.

* * *

AUFGEWACHSEN BEI

WINDISCHGRÄTZDRAGONER

Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
Möcht' gern den Feind in Stücke haun.
Siebenmal auf die Höhn bei Kolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprühn;
Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Dus wagen,
Nicht abwehren bloß: angreifen und schlagen!

Und der Reiteroberst, Regiment von Ligne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
»Exzellenz, Ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
Laß uns auf den Feind herniedersausen!«

Lacht Daun: »Die Frechheit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst Dus richten, Du Narr,
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Gegen die Knasterbärte des Großen Fritzen!«
»Ich bitt', Exzellenz« »Nun Gott mag Euch schützen!«

Und sie preschen nieder, Donner und Blitz!
Die Windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz,

Von oben Kartätschen, hier Säbelgeflitz,
Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
Sie brüllen Hurra und die Rosse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!

Das war eine Schlacht! Vierzehntausend Mann,
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun', Graf Daun! 's tuns nicht bloß die Alten!
Er nickt: »Hätts nicht für möglich gehalten!«

Einst Ligne, jetzt Windischgrätzregiment,
Kein Österreicher, der die Dragoner nicht kennt:
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
Und so soll es bleiben in Ewigkeiten!
Prag.

Hugo Salus

Dieses Gedicht steht in der 'Zukunft', die uns, von Suse bis Paul Wilhelm, schon manches Kleinod der Empfindungspoesie gebracht hat, schon manche für den Ästhetensinn des im Wirkungsgebiet deutscher Staatskunst Thronenden zeugende Reimfolge. Warum nicht? Wenn ein Zuckerl ein Gedicht sein kann, warum soll nicht ein Gedicht ein Zuckerl sein? Aber andererseits muß man doch sagen: wie kommt Salus unter die Windischgrätzdragoner? Nun, bei solchem Tyrtäus wird ja gewiß alles gut ablaufen; denn:

Das war ein Gedicht, potz Donner und Blitz,
Das war eine Schlacht, das war kein Witz!
Mit Hurra, Kartätschen und Niedergepresch:
Das war ein Gemetzel, das war kein Gewäsch!
Knasterbart und die Windsbraut (gute Partie):
Das war eine Hochzeit, jeden Früh!

Lacht der Feind: Das ängstigt mich mit nichten!
Mit den Lyrikern will es Österreich richten?
Mit dem Frauenarzt Salus, rosig und zart,
Der Sehnsuchten hat ganz anderer Art?
Ein Nachdenklicher nebbich macht uns nicht bangen,
Uns wird er nicht einfangen, soll er sich Stimmungen einfangen!

Doch der Zweifel konnt' ihm den Mut nicht rauben.
Er sang es den Tauben, sie mußten dran glauben.
Man konnte die Hoffnung sogar nicht verhehlen,
Bei der Bilanz würden viele Fahnen fehlen.
Einem reisigen Schmock, feudal wie nur Salten,
Gelingt's. Hätts nicht für möglich gehalten!

Man hörte schon in den Adern das Blut.
Man hatte den Eindruck, und er war gut.
Da half kein Zaudern, da gab's keine Faxen:
Er war bei Windischgrätz aufgewachsen.

»Ich bitt', Exzellenz!« »Marsch! Um keine Schlacht zu verlieren,
Müßt ihr glatt mit Salus dem Feind salutieren!«

* * *

ER VERMAG NICHT ZU FOLGEN

Es wäre verfehlt zu glauben, daß ein seriöser Kritiker wie Salten vom Stück des Herrn Raoul Auernheimer schlechthin begeistert ist, einfach überschwenglich wird und die Augen zudrückt vor den mancherlei Schwächen und Gebrechen. Er macht es sich gar nicht leicht. Er nimmt die Sache sehr, sehr ernst bitte, besonders was die Auernheimerschen Probleme betrifft, da geh er tief hinein mit der Sonde. Er hat Bedenken und Einwendungen:

Bedenken und Einwendungen. Die junge Frau ist um fünf Uhr morgens von der Redoute weg mit dem fremden Herrn, mit dem sie bis dahin gezecht hat, im Wagen allein, zu ihrem Hause gefahren. Der Herr hatte Gelegenheit, ihr auf dieser Fahrt ein Perlenkollier, ohne daß sie es gemerkt hätte, vom Halse zu nehmen. Am folgenden Tag schrieb ihr die Schwester dieses Herrn, sie möge sich doch das Schmuckstück um so und so viel Uhr ... abholen; was *nebenbei bemerkt, eine sonderbare Manier* ist, fremde Wertgegenstände zurückzustellen. Die junge Frau geht hin; findet zwar die Schwester jenes Redoutengalans nicht vor, dafür aber in der leeren Wohnung den Galan, der ihr das Perlenkollier übergibt, und der höchst zufrieden ist, sie zu diesem Rendezvous gelockt zu haben. Der Ehemann, der seine Frau auf der Redoute champagnisieren sah, der dann von der Heimfahrt im Wagen Kenntnis erlangt, endlich auch von dem Stelldichein in der leeren Wohnung, hält sich, *mit einigem Recht, wie mir scheint*, für betrogen, und will sich deswegen scheiden lassen. Dann aber glaubt er die Sache mit dem Kollier und fühlt sich nicht mehr für betrogen. *Hier kann ich nicht recht folgen.* Für mein Empfinden ist die Frau, die um fünf Uhr früh (*oder auch um eine andere Stunde*) zur Heimfahrt vom Balle mit einem fremden Herrn die Enge eines Coupés teilt, so redlich teilt, daß sie nicht einmal merkt, wie man ihr ein Kollier vom Halse löst, für mein Empfinden ist *die Frau damit allein schon erledigt*. Gleichviel, ob sie vom Alkohol oder von jener fremden Herrlichkeit oder von beidem benebelt war. *Daß sie dann noch* in eine fremde Wohnung ging, *daß sie dann noch* so tut, als sei dort alles mögliche geschehen, dann wieder schwört, es sei nicht das geringste passiert, macht diese Frau (für mich) dazu reif, *aus jeder ehelichen Gemeinschaft in weitem Bogen hinaus befördert zu werden*. Ihr Mann aber glaubt ihr, versöhnt sich mit ihr und liebt sie. *Kann er vielleicht* deshalb über die Dinge, die nun doch geschehen sind, hinweg, weil er sich mit jenem fremden Herrn duelliert hat? *Ich vermag hier nicht recht zu folgen.*

Bedenken. Das Paar nach der Mode hat sich ...

Ein strenger Kritiker, fürwahr. Wie der ins Zeug geht. Nicht oft wird man einen Theaterbesucher so indigniert gesehen haben. In diesem Gemütszustand kann es leicht passieren, daß man auf die Bühne hinaufruft: »Ja, Herr, merken Sie denn nicht, daß Sie die Wurzeln sind?« (Geste des Hörneraufsetzens.) Salten vermag da eben nicht zu folgen. Bis zum zweiten Akt geht er noch mit. Dann setzt er sich hin und schreibt sich's vom Herzen. Ganz tüch-

tig und ausführlich. Karpath wäre knapper. Er (als Referent) würde sagen, die eheliche Treue sei keine quantité négligeable, das Perlenkollier sei nur ein Vorwand für andere Absichten (Für unsaubere Absichten. Der Referent.) Die Dichtung (Dichtung! ist gut. Der Referent.) sei nicht gut. Und würde mit einem kurzen, aber kräftigen Fidonc! schließen, Karpath ist wesentlich Aphoristiker. Salten erhebt mehr flammende Anklagen. Recht haben sie beide, wo sie recht haben.

* * *

ER WEISS, WAS ER WILL

Leicht ist es ja nicht, unter so einem Kritiker zu arbeiten. Das bekannte Theatervölkchen, das sich gern gehen läßt, weiß ein Liedchen davon zu singen. Die Grüß—Gott—Doktors teilt es ein in solche, die mal durch die Finger sehen, und in solche, die alles ernst nehmen und ordentlich darauf schauen, daß gearbeitet wird. Immerzu gearbeitet. Nich mit Wasser gekocht. Die Ernstnehmer sind gefürchtet, aber auch geachtet, denn das Theatervölkchen spürt hier einen Horizont, der sich mit dem eigenen deckt. Die Ernstnehmer, von denen man immer das »lernen« kann, was sie nicht verstehen, schreiben über die Neubesetzung der Maria Stuart in einem Ton, der unbedingt voraussetzen scheint, daß die Übergabe Adrianopels allgemein für einen Schmarrn gehalten wird. Ich bin ja heimlich überzeugt davon, daß ein Theaterfeuerwehrmann vor Lachen Seitenstechen bekommt, wenn ein Ernstnehmer einmal in die Zwangslage gerät, Regie zu führen, und daß eine halberblindete Souffleuse von der Welt jenseits des Theaters mehr sieht und versteht als Herr Salten. Aber dieser ist ein ernstnehmender und darum ernstzunehmender Kritiker. Und eine geistige Kapazität ist einer in Wien, wenn er von sich behaupten kann, daß ihm der Satz gelungen ist:

 Noch einmal: mit Fräulein Wohlgemut muß man arbeiten, arbeiten und wieder arbeiten.

Und damit man ja nicht glaube, er sehe mal durch die Finger, der Zusatz in Klammern :

 (Mit den andern natürlich auch.)

Ich weiß nicht, ob er recht hat und wo er recht hat. Aber apodiktisch möchte ich die Wahrheit vertreten, daß er dort recht hat, wo er recht hat.

* * *

WIE ER WELTANSCHAUUNGEN AUFEINANDERPLATZEN LÄSST,

Schnitzler, das sollen sie in München bewundert haben: »Das macht ihm unter den lebenden Autoren Deutschlands keiner nach.« Außerdem läßt er

 die Bühnenhandlung vom ersten Augenblick an mit Spannung wie mit Elektronen sättigen.

Elektrone sind Bernsteine ¹, aber das macht nichts. Viel wichtiger ist, daß die liberale Presse bei Inhaltsangaben von Theaterstücken sich direkt fortschrittsfeindlich geriert. Welcher klerikale Landtagsabgeordnete hätte je, ohne sofort einen Leitartikel über den Mund zu bekommen, es wagen dürfen, dem bekannten Haß gegen die Wissenschaft ähnlichen Ausdruck zu geben:

1 Elektron ist der griechische Name für Bernstein. Wegen seinen magnetischen Eigenschaften war er Namenspate der Elektrizität.

Die Typen des Ärztstandes marschierten auf, der unglückliche Landdokter, der ehrgeizige Assistent, die Dozenten, die Koryphäen der Medizin. Man kennt auch hier alle, wenn ihre gegenseitigen Beziehungen, hierzulande vielleicht auch weniger von politischen Gegensätzen beeinflusst, ihre Wege andere sind — die Ziele sind dieselben. Jene gewisse Sorte, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich in den Schutz der herrschenden Mächte zu begeben, ist auch hier bekannt, und Schnitzlers Sätze finden verständnisvolle Ohren. Die furchtsamen, die kühnen, die alten und jungen Gelehrten Schnitzlers, die Streber, die Maulhelden, die »Leute, die die Gemeinheit lieben, ohne Vorteil aus ihr zu ziehen, aus reiner Liebe zur Gemeinheit« — alle diese Gestalten Schnitzlers, ihre geheimsten Triebe, ihre größten Griffe packten die Zuschauermenge mit außerordentlicher Gewalt.

Ich halte ja von den Professoren der Medizin nicht viel. Aber wenn sie nach dieser Beschreibung noch immer Artikel und Diagnosen für die freisinnige Presse liefern, dann muß ich zugeben, daß die Beschreibung stimmt. Sie wollen dann eben wirklich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich in den Schutz der herrschenden Mächte zu begeben, nämlich jener Mächte, die immer behaupten, daß die andern die herrschenden Mächte seien. Was aber den »Professor Bernhardi« betrifft, so ist es höchste Zeit, daß die Zensur ihn freigibt. Ich bin jetzt selbst dafür; denn dieser letzten Tage Qual war groß. Von allen Problemen, die einem zum Hals herauswachsen, dürfte der »Professor Bernhardi« jetzt das dringendste sein. Wir wollen ihn haben. Ich war schon lang nicht im Theater. Wenn aber der »Professor Bernhardi« gegeben wird, nehme ich mir einen Sitz, von dem man das Publikum gut sehen und hören kann. Ich werde mir keinen Dialog im Zwischenakt entgehen lassen und die Gesichter der Volkstheaterpremierleute mir genau bei der Stelle ansehen, wo man deutlich sehen kann wie sie sehen wie die Weltanschauungen aufeinanderplatzen. Mer wird doch da sehn.

* * *

GRAL UND VORSCHUSS

oder

DIE REISEN NACH EIPELDAU UND NACH BAYREUTH

Das Zivillandesgericht unter dem Vorsitze des Oberlandesgerichtsrates Dr. Kauer beschäftigte sich heute wieder mit der Klage, die Direktor *Gabor Steiner* gegen den Schriftsteller *Hermann Bahr* auf Rückzahlung eines Betrages von 7000 K als Tantiemenvorschuß für die nichtaufgeführte Revue Bahrs »Die Reise nach Eipeldau« angestrengt hat. Im Jahre 1909 war Direktor *Steiner an Bahr herangetreten* und hatte ihn *aufgefordert*, als Eröffnungskomödie für das Ronacher—Theater eine politisch—satirische Revue zu schreiben. Bahr war unter Hinweis darauf, daß eine derartige politische Revue auf große Zensurschwierigkeiten stoße, schließlich dazu bereit, und erhielt, da er ein garantiertes Honorar verlangte, nach Mitteilung des Szenariums 3500 K Vorschuß, und nach Fertigstellung des Stückes, das »Die Reise nach Eipeldau« hieß, einen weiteren Spesenvorschuß von 3500 K be-

zahlt, im ganzen 7000 K, welcher Betrag von den 4prozentigen Tantiemen in Abschlag gebracht werden sollte. Die Revue erblickte nie das Licht der Rampe, denn die Polizei verbot das Stück dem ganzen Inhalte nach. Der Rekurs an die Statthalterei wurde abgewiesen. Ein Rekurs an das Ministerium wurde nicht mehr gemacht.

Gabor Steiner begehrt nun das Honorar zurück, da es sich als eine Bereicherung des Autors darstelle. Das Stück sei nicht nur wegen des Zensurverbotes, sondern *auch sonst zur Aufführung ungeeignet* gewesen, und heute stellte der Vertreter des Klägers den Antrag, darüber einen Sachverständigenbeweis durchzuführen.

Der *Beklagtenvertreter* verwies darauf, daß es sich um ein fixes Honorar für ein *bestelltes Stück* handelte und daß Direktor Steiner, dem Bahr sofort die Schwierigkeiten, das Stück bei der Zensur durchzubringen, darlegte, dieses Risiko auf sich genommen habe. Es sei auch die erste Hälfte des Honorars erst nach Vorlegung des Szenariums, die zweite Hälfte nach Ablieferung des Stückes bezahlt worden. Damit habe Direktor *Steiner selbst* das Stück *genehmigt*. Es sei auch nicht Usus, daß bei derartigen Revuen der Autor das Risiko einer eventuellen Verhinderung der Aufführung wegen Zensurrücksichten trage, was er durch Sachverständige beweise. Prozessual wird die Sache noch dadurch kompliziert werden, daß Gabor Steiner *bekanntlich in Konkurs* ist, die Konkursmasse aber in den Prozeß nicht einzutreten erklärte, weil die Forderung Steiners von ihm bereits zediert wurde und mit Beschlag belegt ist. *Eine Vernehmung der Frau Marie Steiner als Zeugin ergab kein wesentliches Resultat.*

In betreff der Behauptung, daß das Stück auch abgesehen von den Zensurschwierigkeiten nicht zur Aufführung geeignet gewesen sei, beschloß der Senat, Sachverständige zu vernehmen. Als solche wurden seitens des Klägers der Universitätsprofessor Arnold, seitens des Beklagten Regierungsrat Dr. Glossy namhaft gemacht. Sodann wurde die Verhandlung vertagt.

Auch dazu braucht man also Sachverständige. Und namentlich der Arnold ist einer. Aber das ist von sekundärer Bedeutung. Wichtig ist nur die Bemerkung, daß die Vernehmung der Frau Steiner kein wesentliches Resultat ergab. Wer sagt das! Der Bericht ist falsch: die Vernehmung der Frau Steiner ergab das allerwesentlichste Resultat. Denn nach anderen Berichten heißt es:

Der Senat vernahm Frau Marie Steiner ein, die angab, daß sie *mit ihrem Gatten in Bayreuth* gewesen sei, als Bahr 7000 K Vorschuß auf die Tantiemen verlangte und erhielt. Ob damals von Zensurschwierigkeiten die Rede gewesen sei, wisse sie nicht.

Wenn das nicht wesentlich ist, dann weiß ich schon nicht, was wesentlich ist. Hier hat die Realität meine Auffassung nicht nur outriert, sondern sie hat eine Satire, die in der künstlichen Kontrastierung des Parsifalmotivs und der Gabor—Steiner—Forderung bestand, glatt in eine Einheit aufgelöst. Meine Gegenüberstellung war weit hergeholt. Ich mußte mir die Pendants erst mühsam zusammensuchen und gegeneinander abschleifen, damit sie was Ordentliches ergäben. Ich dachte gar nicht an die Einheit des Ortes, der Handlung und der Zeit. Nun klappt die Sache aristotelisch, und wenn schon nicht der Parsifal gegen eine Aufführung im Etablissement Ronacher geschützt werden muß, so ist doch der Schauplatz der Steiner—Forderung nach Bayreuth verlegt. Es ist durch Zeugenaussage festgestellt, daß Gabor Steiner in

Bayreuth war. Mit Gattin. Es war nur ein Abstecher, denn von Bayreuth ging Steiner nicht direkt nach Amerika, sondern reiste noch einmal nach Eipeldau zurück. Es dürfte auch noch gerichtlich festgestellt werden, daß er, nicht Bahr der reine Tor war. Sicher ist, daß er ihn aus dem intensivsten Parsifalschutz herausgerissen hat. Er kam freilich zur rechten Zeit. Denn Bahr verlangte schon die 7000 Kronen. Die Begegnung ist — im Gegensatz zu den Strandszenen vom Lido — durch keinen Momentphotographen festgehalten worden. Und doch muß es ein interessanter Moment gewesen sein: wie in der Villa Wahnfried der Diener einen kleinen, untersetzten Herrn mit schwarzem Spitzbart meldet, Bahr verlegen wird, Cosima Wagner ihm einen vernichtenden Blick zuwirft und er sie mit der Versicherung beruhigt, es handle sich darum, zu verhindern, daß der Parsifal bei Ronacher aufgeführt werde, er habe deshalb Gabor Steiner persönlich nach Bayreuth bestellt, um ihm das Ehrenwort abzunehmen, die Familie könne ganz beruhigt sein, Wagner habe ja die Entartung der Kunst zur Buhlerin und Bettlerin auf das Grimmigste gehaßt — da rief eine Stimme: »Aber, er wird mich schon empfangen, sagen Sie ihm, wegen dem Vorschuß.« Und Bahr stürzte hinaus und brachte die Sache sozusagen ins Reine.

* * *

DER GESCHÄTZTE MUSIKGELEHRTE

Batka hat ein Wagner—Buch erscheinen lassen, von dem der geschätzte Musikgelehrte Lafite behauptet, daß es ein beispiellos übersichtliches Buch sei, das man mit Freude lesen, nein studieren, memorieren werde. Ich bin zwar nicht gesonnen, derlei zu tun, ich war immer ein fauler Student und ein schlechter Memorierer, aber dafür habe ich mir oft Dinge gemerkt, die ich gar nicht gelesen hatte. Ich gedenke Batka zu schwänzen. Auf dem Gebiete der Musik bin ich und bleibe ich vollständig ungebildet, und Vater Korngold irrt, wenn er meint, daß ich mich irgendwelcher Informationen bedient hätte, oder daß ich gar musikalisch sein müsse, um mich in fremde Familienangelegenheiten zu mischen. Ist es nicht eher eine divinatorische Gabe, wenn ich Batka und Lafite erkenne, ohne von ihnen mehr zu wissen, als daß Wagners Leben

war — das weiß jedermann — ein unaufhörliches Auf und Nieder, ein Sammelwerk trübster, grausigster, entzückendster und begeisterndster Ereignisse. Längst nicht mehr durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt, muß man heute, rückblickend auf den gewaltigen Wellenschlag dieses Lebensozeans, mit bewundernder Verehrung die ungeheure Vitalität, die beispiellose Lebensenergie betrachten, die diesen Größten der Großen durch alle Klippen einer schwierigen Jugendzeit, an allen Riffen und Sandbänken verzweifelt ringender Mannesjahre dennoch in ein ruhmbestrahltes, sieggekröntes Greisenalter geleitete. Kaum irgendwo wird man die Genesis dieses Lebensbaumes so klar und eindringlich verfolgen können, wie in Batkas Werk.

Erfährt man so, daß sein Lebensbaum an den Klippen vorbei zum Sieg gelangt ist, so erfährt man auch, daß Wagners erste Schritte »wohlgeebnete« waren. Dies zur Kenntnis Lafites. Er wäre ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Klavier zur Welt gekommen wäre. Der andere geschätzte Musikgelehrte kann noch besser als aus Wagner erfaßt werden. Was selbst ich

mit Freude lese, ist seine Studie über Lehar, Willner und Bodansky. Sie ist nicht lang und eignet sich deshalb besser zum Studieren, ja zum Memorieren als das Wagner—Buch. Das Werkchen ist von Karczag elegant ausgestattet und wird den Besuchern der »Eva« mit dem Theaterzettel überreicht. Das Autorhonorar, das der bekannte Musikkritiker selbstverständlich von einem Theaterdirektor nie angenommen hätte, dürfte der geschätzte Musikgelehrte vom Theaterverlag bezogen haben. Zum Studium besonders geeignet sind die Stellen:

Plötzlich stürzt Flauberts Freund Dagobert herein ... Liebesduett mit dem Refrain: »Pipsi, holde Pipsi, ich lieb' Sie, ach ich lieb' Sie« ... Da kommt Prunelles. Es stellt sich heraus, daß Pipsi nicht verheiratet, hingegen im Magasin Printemps bedienstet ist ...

Unterdessen tauscht Flaubert mit Pipsi, die er schnell durchschaut, Pariser Erinnerungen aus ... Sie mag nicht, sie durchschaut ihn ... Er spricht ihr von Seidenbändern, Perlenkolliers u. dgl. Aber Eva reißt sich los und eilt davon ... Flaubert hat erst unwillig aufgestampft. Jetzt lächelt er, bläst den Rauch der Zigarette von sich und scheint zu sagen: wenn auch jetzt nicht, später wirst du mir schon erliegen,

Dieser Flaubert, der von sich bläst, also keineswegs mit dem andern Flaubert zu verwechseln ist, wird, wenn nicht alles trügt, von Herrn Treutmann dargestellt. Richtig, da ist auch schon die Photographie, genau die Szene, wie er ihr von Seidenbändern spricht.

Zweiter Akt. Im Salon Flaubert gehts hoch her. Ein lustiges Völkchen, die *Freunde beiderlei Geschlechtes*¹ aus Paris, treibt dort sein Wesen. Man lacht und tanzt Quadrille.

Mer lacht. Es scheint eine bisexuelle Angelegenheit zu sein.

Pipsi hat eine Auseinandersetzung mit einer Gruppe von Herren, die sie immerfort küssen wollen und versichert ihnen in einem Liede, daß sie weder Fräulein noch Frau ist.

Aha, ein Hermaphrodit.

Flaubert fällt durch seine *Nachdenklichkeit* auf ...

Das stimmt ganz dazu, daß er

wenigstens in seinem zweiten Buchhalter Prunelles einen Mann von großstädtischen *Sehnsuchten* findet, der oft nach Paris *herüberreist* und die neuesten Schlager der Varietés kennt. *Unter Larven also die einzig fühlende Brust!*

Und siehe da

Pipsi wird von Dagobert überrascht, wie sie sich von Prunelles küssen läßt ...

Da überrascht sie Flaubert. Er beschwört sie. Er spricht ihr von junger Liebe ...

Unterdes hat Pipsi mit Dagobert, dem das Geld ausgegangen, eine Szene ...

Dagobert, dem das Geld ausgegangen, steht sogar ohne Hilfszeitwort da. Was tun?

Dritter Akt: Eva ist den Fallstricken Flauberts entronnen, aber die einmal geweckte Lust an Glanz, Vergnügen und großer Welt läßt sich nicht mehr aus ihrem Herzen reißen. Sie geht mit Pipsi nach Paris. Sie ist eben im Begriff, dem Feste eines Herzogs beizuwohnen.

1 Also Kinäden und anderes Gesindel

Fredi hat nämlich ohne Wissen Evas seinen Freund Flaubert zu diesem Feste einladen lassen, was sagt man,
und dort sieht er Eva zu seiner größten Überraschung, als sie eben daran ist, sich zum Herzog zu begeben und damit eine Wendung ihres Schicksals zu vollziehen. Flaubert weicht nicht von der Stelle, bevor er nicht durch die Erinnerung an ihre erste Begegnung ihr Herz gewonnen.

So viel über Bodansky. Von Lehar weiß der Musikgelehrte zu rühmen, daß sich sein Streben ursprünglich keineswegs der leichtgeschürzten Muse zugewandt habe. Auch später habe er unverkennbar die Tendenz gezeigt, durch musikalische Gediegenheit die Operette in eine höhere künstlerische Sphäre zu heben und eine musikalische Veredlung anzubahnen.

Flaubert und Prunelles bringen dann mit ihren Pariser Reminiscenzen und dem melodiösen Refrain:

Glück und Glas, klingelingeling,
Leicht bricht das, klingelingeling

den ersten musikalischen Schlager. — Ihm folgt sogleich als zweiter das Duo Pipsi—Dagobert mit dem echt Leharschen Walzerrefrain (E—Dur)

»Pipsi, holde Pipsi,
Ach ich lieb' Sie, lieb' Sie« ...

Als Schlager darf das graziöse Terzett im Polkazeitmaß gelten:

»Rechts das Männchen meiner Wahl,
Links das Männchen meiner Qual.« ...

Nach so viel Lyrik tut etwas Munterkeit zur Abwechslung wohl. Lehar bringt sie in dem Duo Pipsi—Dagobert (»Sei nicht böse, nicht nervös«), worauf die große Szene Flaubert—Eva unter reichem Leitmotivgebrauch sich entwickelt ...

Die Geister des Montmartre werden neuerdings jubelnd beschworen, die Chanson von »Glück und Glas« treibt die Fidelität auf den Gipfel, bis beim Aufmarsch des Arbeiterbataillons das Melodram in seine Rechte tritt ... und der dramatische Schluß wieder in leitmotivischer Technik.

Das Finale ... schließt in jubelnder Entfaltung des Evamotivs und des Leichtsinawalzers.

Dr. Richard Batka

Opernrestaurant
I., Operngasse 8
Rudolf Wimberger, k. u. k. Hoflieferant

* * *

HERR WITTMANN UND DIE WOLLUST

»Wenn beispielsweise die käufliche Liebe in ihrer *abschreckenden* Naturtreue, wie sie nächtens durch die Gassen streicht und *frech ihre Ware feilbietet*, mit kühnster Deutlichkeit im Buch oder auf der Bühne dargestellt wird, *da sträuben sich gar manchem Leser oder Zuschauer die Haare*, vorausgesetzt daß ihm, *der gewöhnlich den älteren Jahrgängen angehört*, das Leben noch etliche Haare gelassen hat ...

Nun war auch eines jener Häuser, hinter deren Wänden diese Unglücklichen *wie in Pferchen* zusammenleben, für die Literatur erobert worden. *Diese Häuser tragen einen bestimmten Namen, aber ihn auszusprechen, ihn niederzuschreiben, hindert uns eine gewisse Scheu*, ein letzter Nachhauch jener kleinbürgerlichen Schamhaftigkeit, in der sich einst alle gesitteten Menschenkinder befangen fühlten. Nach und nach wird auch dieser schäbige Rest sich verflüchtigen, und dann kann es ja morgendlich aufgehen, das goldene Zeitalter ... doch nein, es ist wieder nicht das richtige Wort. Golden, ja, *insofern nur das Gold der blonden Chrysis gemeint ist*; aber deutlicher, sinngemäßer heiße es das kotige Zeitalter, für welches das Grunztier mit dem Rüssel als weltbeherrschendes Symbol vorzuschlagen wäre ... Lulu wird uns als unwiderstehliches Weibchen geschildert, mit allen erdenklichen Reizen bewehrt. Schwellende Lippen, schwebender Gang, Augen mit seraphischem Blick. Einer ihrer Liebhaber übersetzt ihre Schönheiten ins Musikalische. Er empfindet ihren Wuchs wie eine Symphonie und detailliert ihn von unten herauf: diese Knöchel, »ein Cantabile«; diese Knie, »ein Capriccio« (*wenn das nur nicht auf X—Beine hindeutet!*), das Ganze ein »gewaltiges Andante der Wollust« ...

Schade nur, daß die Zensur das zweite Stück hinter verschlossene Türen bannte und so dem großen Publikum die Gelegenheit raubte, sein Urteil klar und deutlich auszusprechen. Wir sind überzeugt, es hätte sich nicht verblüffen, *durch den Vorwurf der Rückständigkeit sich nicht einschüchtern lassen*, sondern bei aller Anerkennung eines großen, höchst persönlichen, leider verirrt und beinahe selbstmörderischen Talents sein *Richteramt mit unerbittlicher Strenge* ausgeübt. Und dann fort aus der Umgebung dieser Kloake, fort in reinere Luft!

* *

*

Wenn die Bucheinsicht eingeführt sein wird, dann wird sich's ja herausstellen, daß der Herausgeber des Blattes, in dem diese Sätze gedruckt sind, allein an den Bordellannoncen — die Scheu des Herrn Wittmann hindert mich nicht — jährlich ein paar Tausender verdient.

* * *

WIEN UND WEDEKIND

(Se nor è trovato, è ben vero)

Aristokraten beim Auftreten des Jack:

»Schau d'r den an, charmanter Kerl das!« »Du, der Edi Liechtenstein hat g'sagt, mir wern uns a Jahr z'sammsetzen und alle Gemeinheiten was passieren z'sammschreiben. Dialog brauch'n mr eh nicht. Nacher habn mr a Stück, was an Mordssükseß hat. Der Guido hat auch g'sagt.« »Der Harnoncourt hat gleich g'sagt, daß's ein Dreck is «

Juden nach Schluß der Vorstellung:

»Ich hab immer nur gedacht, wo bleibt die Büchse?« »Alles, was überhaupt exestiert, kommt vor!« »Ich hab a Freid, ich war dabei, es is überstanden.« »Das is nicht mehr pervers, das is schon Schweinerei.« »Der zweite Akt könnt auch besser ausgestattet sein. Der Mann hat doch zwei Millionen im

Vermögen? Schkandalees!« (Die Gattin:) »In unserer Reihe war der Schnitzler.« »Schnitzler war da? Schnitzler hab ich nicht gesehn.« »Was? Ihr habts Schnitzler nicht gesehen? Sehr gut. Er war doch in unserer Reihe?« »Schnitzler war in eurer Reihe?« »Der Unterschied zwischen Schnitzler und Wedekind, daraus macht man noch einen sehr großen Dichter (statt: möchte ich Klavier spielen können).« »Schnitzler man kann sagen was man will is doch unbestritten der größte lebende Dichter, was wir haben.« »Ich hab immer gewartet, eine Ziege wird zum Schluß vorkommen, das hat noch gefehlt, Schkandal!«

Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben

Der rührige Hugo Heller (der denkbar größte Kontrast zu Otto dem Faulen, den die Preußen haben), dessen Name sich seit Jahren als die nächste Assoziation zwingend einstellt, wenn von Kultur die Rede ist (wie Bartsch, wenn von Erdgeruch, Birinski, wenn von Kainz, Salten, wenn von der Pragmatischen Sanktion, und Trebitsch, wenn von Seide gesprochen wird) und der sich wirklich zum Kulturproblem so verhält wie ein Seehund zur Entdeckung des Nordpols (man findet ihn vor, er ist schon dort, wenn man hinkommt), der Kulturheller (eine viel sympathischere Formel als etwa der Fackelkraus, weil sie nicht Händler und Ware, sondern ausnahmsweise Persönlichkeit und Werk verbindet) hat also beschlossen, Frank Wedekinds »Büchse der Pandora« seinen Kundschaften und solchen, die es werden sollen, vorzuführen. Zu diesem Zwecke wurde ein Komitee von Intellektuellen einberufen, das ist von jenen immer an der Ecke der Freiheitsgasse stehenden Dienstmännern, die bereit sind, für die Nennung ihres Namens Großes zu wollen und bei der Kultur etwas auszurichten, was ihr der Buchhändler Heller sagen läßt. Daß zu solcher Gemeinschaft sich die bekanntesten Namen zusammenfinden, denen man rings im Lande ausweicht, und daß dieses traurige Alphabet immer von einem mißbrauchten Altenberg bis zu einer angewandten Zuckerkanndl reicht, weiß man. Daß einen bei solchem Rütlichswur die Lust zum Meineid anwandelt, begreift man. Und der Drang, die Zensur gegen unbefugte Zensurkämpfer zu schützen, die froh sein sollten, daß ihnen der Vollbart nicht gekürzt und der Atem nicht verboten wird, wächst zur Leidenschaft. Ich bezähmte sie und ließ das Unternehmen ausreifen. Ich hatte nichts dagegen, daß an die Zeitungen Notizen verschickt wurden, in denen von zensurfeindlicher Seite eine frühere Inszenierung der »Büchse der Pandora« ohne Veranstalter in graue Zeiten zurückversetzt und auf einen »kleinen Kreis« Geladener beschränkt, und daß dann wieder in einem der Presse entzogenen Prospekt mein Name als Empfehlung des Unternehmens benützt wurde. Die Verschiedenheit der Absichten schien ja einen Vergleich der Taten von vornherein ebenso auszuschließen wie die Verschiedenheit der Mittel. Ich wollte weder einen Dichter vor der Zensur retten, noch auch durch diese Absicht meinen Kundenkreis vergrößern. Ich hatte kein intellektuelles Komitee zur Hand und nicht einmal eine Presse, der ich Notizen zur Ladung meiner Gäste übermitteln konnte, wie etwa diese:

11. Feber 1913

Verehrliche Redaktion!

Dem Ansturme, um Einladungen zu den beiden Pandora—Aufführungen, bin ich kaum gewachsen. Es ist eine entsetzliche Arbeit,

bei welcher es so viel Ärger und Verdruß gibt, daß es mir fast leid tun würde, mich in die Sache eingelassen zu haben, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß diese beiden Aufführungen einen Markstein im Kampfe um eine Reform der Zensur bedeuten werden.

Ich bitte nicht ungehalten zu sein, wenn ich nochmals um Aufnahme einer Notiz in dieser Angelegenheit ersuche und verbleibe in aller Hochachtung ganz ergeben

Ich bin schließlich auch nicht faul; aber rührig bin ich nicht. Ich hatte nie einen Markstein etablieren wollen. Und dennoch gelang mir Ähnliches. Denn die Zensurverhältnisse blieben zwar nach meinen zwei Aufführungen der »Büchse der Pandora« dieselben, aber ein Dichter war aus dem Dasein eines in Kabarettkreisen geschätzten Gitarrenspielers in das sichtbare Hiersein des bedeutendsten deutschen Dramatikers eingetreten. Kein journalistischer Ton wurde vernehmbar, aber der lauteste deutsche Theaterdirektor gewann den Autor und Schauspieler Wedekind, und alles um diesen wurde anders. Was unverändert blieb, war die Polizei, und wenn eins an diesem Problem auch unverständlich blieb, so ist es die Erscheinung, daß ein schrankenloser Kopf es nicht für wichtiger hält, die Gesellschaft zu vernichten als ihr das Recht auf Selbstschutz zu bestreiten. Die beiden Aufführungen hatten zugunsten des Dichters stattgefunden und zu seinem dauernden Vorteil, ohne den ihm die Borniertheit eines deutschen Zensors heute noch nicht einmal fühlbar wäre. Im Schatten dieser Einsicht, die Wedekind im Vorwort seiner Buchausgabe durch Dank und durch die Aufnahme des Personenverzeichnisses jener ersten Vorstellung bekundet hat, dürften sich spätere Gschafthuber erkälten. Hinter der literarischen Tatsache der am 29. Mai und am 15. Juni 1905 veranstalteten Vorstellungen ¹ dürften spätere Marksteine unbeachtet bleiben und der Vergleich den Dichter selbst zu dem Wunsch verführen, das kulturelle Moment solcher Veranstaltungen aus dem Polizeirayon in eine höhere Instanz des Geistes zu verlegen.

Ein Vergleich im Detail könnte nicht aufkommen. Ich war dem Ansturm um Einladungen sehr wohl gewachsen, weil damals gottseidank das Volkstheaterpremierpublikum die Hoffnung auf einen Genuß weit hinter die Furcht stellte, mit dem Veranstalter in Berührung zu kommen, und weil ich im ungünstigsten Fall mir mit nassen Fetzen Ruhe verschafft hätte. Keinen Augenblick dachte ich daran, jenen Auswurf der Menschheit zu Gaste zu laden, vor dem ein Kunstwerk zu schützen ich stets für den tiefen und ihr unbewußten Sinn der Polizeizensur gehalten habe. Ich wußte schon damals, daß ein dauerndes Verbot der »Büchse der Pandora« der Sache Wedekinds beiweitem nicht so arg schaden konnte, wie deren Eröffnung vor einem Pöbel, der in der Kunst nur die Anlässe finden will, um die eigene Schmutzigkeit satt zu werden. Und wenn ich verurteilt gewesen wäre, in der Internationale des ausgefressenen Kunsthasses mir irgendwo ein Parkett von Bürgern zu wählen, so hätte ich mir ganz gewiß nicht jenes ausgesucht, dem die Unterscheidung zwischen Goya und den 'Pschütt—Karrikaturen ²' schwer fällt, das sich aber instinktiv für die 'Pschütt—Karrikaturen' entscheidet. Man kann ja bis zu einem gewissen Grad seiner eigenen schauspielerischen Suggestion vertrauen und sicher sein, daß auch eine Herde von Schweinen nicht zu grunzen wagt,

1 s. Heft 182 # 01, # 03 & # 10

2 Diese Schreibweise ist nicht verständlich, der Original—Name lautet »Pschütt—Caricaturen«

wenn man ihr etwas Nacktes zeigt. Ich könnte mir zu meinen Leseabenden die schlechtesten Leute zusammenklauben, deren man am Samstag im Volkstheater habhaft werden kann: ich bin absolut davon überzeugt, daß sie mir im Zuhören parieren würden, der Zerknirschung näher wären als der Frechheit und daß erst in der Garderobe die Gesinnung wieder angetan würde. Bei der »Büchse der Pandora«, in der eine Sandrock die Geschwitz und Wedekind den Jack gab und durch deren Szenen ein geistiger Wille zog, der jede dreckige Bemerkung, jeden Zwischenruf wie: »Schkandalees!« oder »Empeerend!« von vornherein ausschloß, hätte ich doch aus Respekt vor dem Dichter nicht gewagt, die äußersten Vorsichtsmaßregeln zu mißachten und blind die Garantie für ein tadelloses Verhalten des Wiener Publikums zu übernehmen. So gut es ging, wurden damals die Zuschauer noch besser ausgesucht als die Mitwirkenden und im Parkett gab es gewiß nicht mehr falsche Besetzungen als auf der Bühne. Ob nicht doch hin und wieder ein schwitzender Hof— und Gerichtsadvokat eine abfällige Bemerkung fallen ließ, konnte ich nicht kontrollieren. Geschrieen wurde nicht. Die dazu vielleicht geneigt waren, fühlten nicht nur die Übermacht jener, die gekommen waren, einem Dichter zuzuhören, sondern mußten wohl auch ahnen, daß ich sprungbereit hinter dem Vorhang stand, um die Gäste, deren Namen zu kennen die Behörde vorschreibt, erforderlichenfalls beim Namen aufzurufen und in die letzte Reihe zu verweisen, wenn nicht gar nachsitzen zu lassen. Ich bin nicht rührig, wenngleich nicht faul. Die Autorität eines Buchhändlers, mit dem man reden kann, wenn man in sein Geschäft eintritt, und das Ansehen eines intellektuellen Komitees, in das man auch von der Gasse eintreten kann, haben einen Frank Wedekind nicht davor bewahrt, von geladenen Börseanern angespöen zu werden, und der Ruf nach Abschaffung der Zensur fand ein Echo, das wie ein Ruf nach der Zensur klang. Nie noch hat eine Behörde von jenen, die gegen sie demonstrieren sollten, ein besseres Attest empfangen, und ein Markstein war das Rendezvous der Polizeihunde. 1905 wurde kein Dramatiker gegen die Zensur, 1913 die Zensur gegen einen Dramatiker geschützt. 1905 erschienen keine Kritiken, 1913 fühlte selbst die Wiener Presse zum Teil die Pflicht, die totgeschwiegene Sache gegen eine totgeborene auszuspielen und jene wichtig tuenden Hebammen zurechtzuweisen, die da glauben, daß um ihretwillen Mütter Schmerzen leiden und der erste Schrei der Kinder ihnen gilt.

Auch mein Anteil war 1905 ja nicht unerheblich, denn ich bin gewiß nicht faul, obschon man mir nicht nachsagen kann, daß ich rührig bin. Aber wiewohl es eine entsetzliche Arbeit war, hat es mir in keinem Augenblick leid getan, mich in die Sache eingelassen zu haben. Zu einem so angenehmen Gefühl war mir innerhalb eines Monats so wenig Zeit gegönnt wie zum Schlafen gehen, denn ich war nur nicht [nicht nur] der Sturmbock einer Kasse, sondern auch Theaterdirektor, Mitregisseur, Dramaturg, Schauspieler und Conferencier, und als Theaterdirektor hatte ich es nicht etwa mit dem Ensemble und dem Inventar einer vorhandenen Bühne zu tun, sondern ich mußte einen Saal in ein Theater verwandeln, und außer den Schauspielern, die zwanzig verschiedenen Ensembles angehörten und zum Teil im Ausland wirkten, die Kulissen, die Dekorationen, die Kostüme, die Perücken, die Schminktöpfe und den Souffleurkasten zur Stelle schaffen. Ich kann natürlich nicht beurteilen, ob überanstrengte Reformer die Arbeit, hinter der Pudel der Kultur zu stehen, für Gottes Lohn verrichten, ob sie sich in die Sache um der Sache willen einlassen, um die Kunst für die Kunst echauffieren und um die Kultur für die Kultur, mit einem Wort ob sie den etwaigen Reingewinn nach Abzug von Miete, Honoraren und Tantieme verschmähen und einem wohltätigen und kulturellen Zweck zuwenden. Nur aus meiner Erinnerung weiß ich — ich hät-

te es längst vergessen, wenn eine zudringliche Gegenwart nicht an mein Gedächtnis klopfte —, daß der erste Veranstalter ohne Entschädigung für den üblichen Zeitverlust und die eigenen materiellen Opfer und ohne Rücksicht auf das gebührende Maß des Autoranteils den ganzen großen Reingewinn jenem Zweck zuwandte, den er damals für den wohlthätigsten, kulturellsten und dringendsten hielt und der es leider noch heute sein dürfte. Denn viel wichtiger als die Aufrichtung von Marksteinen durch Buchhändler sollte die Benützung jeder passenden Gelegenheit sein, gegen das peinigende Mißverhältnis zwischen den Einnahmen des Autors der »Büchse der Pandora« und des Dichters der »Fünf Frankfurter« nach Kräften zu demonstrieren.

Es wäre die geringste Sühne für eine Rührigkeit, die mit Hilfe der Stammkundschaft französischer und ungarischer Pornographen die Zensur austreiben wollte und die glücklich bewirkt hat, daß ein dramatisches Abenteuer von unzeitgemäßer Dimension dem intelligenten Kommis zum Ärgernis wurde und daß sich die tüchtigsten Nachtredakteure erlaubten, eine Arbeit Wedekinds »vom künstlerischen Standpunkt als talentlos zu werten«. Denn sie alle hatten sofort erkannt, daß Lulu sich vier Männer von der Straße mitbringe, und erraten, was sie mit ihnen vorhabe. Diese Anlagen des Publikums sind mit Recht dem Schutze der Polizei empfohlen. Die Polizei verhindert mit einer Strenge, die um ihre Milde nicht weiß, die stoffliche Betastung der Kunst und verbietet die Schaustellung von Ansichtskarten nach Tizian. Der Freisinn rebelliert dagegen mit einer Toleranz, die um ihre Grausamkeit nicht weiß. Er läßt die Stoffel wieder auf den Geist los, läßt sie nach § 2 und überträgt ihnen die Entscheidung, ob die Ansichtskarte Kunst sei. Sie antworten: »Schweineerei! Auf Tizian soll ich sagen!« Der Freisinn ist ein Hausierer, der die verbotene Kunst einer konfiszierten Kundschaft unter dem Tisch zeigt. Bei Hosenträgern wären Mißverständnisse ausgeschlossen. Auch der »Professor Bernhardi« dürfte durch die Freigabe keinen Schaden nehmen. Hier ist die Aufgabe für ein intellektuelles Komitee. Wenn die Kunst die Demokratie gegen den Staat zu Hilfe ruft, so ist sie ein verblendeter Gutsherr, der die Vermittlung der Diebe erbittet, um seinen Hunden das Bellen abzugewöhnen.

Notizen

Nur damit die denkwürdige Tatsache nicht verloren gehe, daß die Wiener Presse sich 1913 an etwas erinnern mußte, was ihr 1905 zu vergessen gelang, sei hier das Folgende reproduziert:

'Fremdenblatt':

... Nicht zum erstenmal. Denn schon vor etlichen Jahren hat Karl Kraus dieses Werk vor einem Kreis geladener Zuschauer auf die Szene gebracht ...

... wie vor Jahren, bei der ersten (besseren) Aufführung

'Wiener Allgemeine Zeitung':

... Wedekinds infernalische Komödie ist schon einmal in Wien vor geladenen Gästen gespielt worden. In einer Vorstellung, die Karl Kraus zu danken war. Damals ging es nicht Arm in Arm mit einem verehrungswürdigen Publikum, gegen die Zensur. Sondern für Wedekind gegen ein verachtungswürdiges Publikum. Die gestrige Vorstellung, an tiefen Eindrücken ärmer als die seinerzeitige im Intimen Theater, war durchaus respektabel, gut, wirksam. Aber

die »Büchse der Pandora« braucht eine Darstellung, so fern allem Theater—Üblichen, wie das Werk fern allem Literarisch—Üblichen ist ...

'Ostdeutsche Rundschau':

... ähnlich wie vor acht Jahren im kleinen Saaltheater des Nestroyhofes, der heute als Intimes Theater dramatischen Unfug treibt. Damals zeichnete Karl Kraus, der Herausgeber der »Fackel«, verantwortlich für das Unternehmen und die namhaften Kräfte, die sich mit Wedekind und Albert Heine an der Spitze zur Verfügung stellten, gestalteten die Vorstellung zu einem künstlerischen Versuch von ungewöhnlichem literarischem Interesse. Wie immer man sich zu dem Neuen stellen mochte, das sich im »Erdgeist« angekündigt hatte und in der »Büchse der Pandora« den tragischen Abschluß fand, man fühlte: hier ist ein an Satanismus streifender Besserungsdrang am Werke, der die Geschlechtsinstinkte bloßlegt, um veraltete Moralbegriffe zu zertrümmern... Was er an deren Stelle zu setzen hat, war damals freilich so wenig zu erraten wie bei der gestrigen Wiederholung des Versuches, die eine einzige Kette von Enttäuschungen war. Lag's an der Darstellung oder am Publikum? Wohl an beiden. ... Was gespenstig wie Schattenbilder vorüberhuschen sollte, wird auf der Neuen Wiener Bühne in Stimmungspausen aufgelöst und um die satirische Kontrastwirkung gebracht. ... Dazu ein Publikum, dem es von vornherein nur um die Befriedigung einer vagen Sensationslust zu tun war. Mit dem Erlag der erhöhten Sitzpreise glaubte es sich von der Pflicht enthoben, zu suchen, was hinter den scheinbar kolportagemäßig zugeschnittenen Bildern liegt, und nichts ist so bezeichnend für dieses Publikum, als daß es just nach dem dritten Akt, in dem man wähnt, die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben, entrüstete Pfuirufe von sich gab ...

'Arbeiter—Zeitung':

... Zu dem Eifer der Behörde gesellte sich das feierliche Tamtam, mit dem die Vorstellung seit Wochen eingeleitet wurde. Wir erinnern uns der schlichten ersten Wiener Aufführung, die man Karl Kraus zu danken hatte. Damals gab es nicht soviel Kulturtat, dafür die Tat einer erkannten und erfüllten Pflicht gegen einen Dichter, zu dem sich zu bekennen, dem zu dienen damals noch Mut erforderte. Damals war das Publikum auch nicht gekommen, um dabei gewesen zu sein wie beim Künstlertee irgend eines Wohltätigkeitsvereines, sondern damals kamen Verehrer des Dichters, willig, sein Wort auf sich wirken zu lassen. Damals spürte man die Gewalt dieses scheinbar harmlosen Dialogs, damals ward das Grauen dieser Tragödie gefühlt, der Hohn ihrer Satire verstanden, das Herzleid ihrer Liebe empfunden. Und so war jene alte Aufführung weitaus besser als diese neue, trotz Frau Eysoldt und trotz Friedrich Kayßler (Alwa Schön), weil sie durch Darsteller und Hörer dem Dichter und seinem Werke näher stand ...

'Zeit':

... Freilich, die ganze Fülle der Humore und Bekenntnisse müßte von anderen Schauspielern hervorgeholt werden; der geistige Gehalt der Dichtung kam unvergleichlich stärker in jener Vorstellung heraus, die der Wiener Schriftsteller Karl Kraus vor manchen Jahren veranstaltete ...

Der Herr Zw. in der 'Abendpost' ist diskret:

... Das erfolgreiche Gastspiel der Damen Eysoldt und Fehdmer sowie Herrn Kayßlers schuf die Möglichkeit, in der *nicht mehr neuen* Form einer Vorstellung vor geladenen Gästen die Fortsetzung von Wedekinds »Erdgeist«, in der der Dichter den Lebensgang seiner Heldin Lulu zum Abschlusse bringt, *wieder einmal* aufzuführen ...

Ich bin auch diskret und will nicht verraten, wie der Herr Zw. vollständig heißt. Es soll ein bekannter Historiker sein, der sich aber um die Vergangenheit herumdrückt, um zur Gegenwart zu kommen.

Die Kollegen in der 'Neuen Freien Presse' und im 'Extrablatt' (für das ein ehemaliger Juwelier die Büchse der Pandora bespricht) sind so verschwiegen, daß man ihnen nicht einmal etwas anmerkt. Der in der 'Österreichischen Volkszeitung' (kein Juwelier, aber der Ring) weiß offenbar wirklich von nichts. Er schreibt:

... Jedermann mußte beim Eintritte die auf den Namen lautende Einladungskarte vorweisen. Der Tragödie zweiter Teil setzt mit der Rückkehr Lulus aus dem Gefängnisse ein ... Lulu wird die Geliebte des Schriftstellers Alwa Schön, dessen Vater sie ermordet hat. »Ist das noch der Diwan, auf dem Dein Vater verblutet hat?« — fragt Lulu den Geliebten. — »Schweig — schweig ... « erwidert Alwa. *Dennoch* ist das Verhältnis Lulus zu den Männern im zweiten Teile der Tragödie ein völlig anderes geworden ... Lulu fühlt sich als das Opfer männlicher Brutalität und es ist *seitens des Dichters* ein Akt poetischer Gerechtigkeit, wenn er seine Heldin durch *maskuline* Ausbeutungssucht, Gewalttätigkeit und Lüsternheit zugrunde gehen läßt. Die Art, in der dies geschieht, verleugnet den Autor nicht. Wedekind gefällt sich in grellsten Kontrasten und Paradoxen, die oft nichts weniger als geistreich sind ...

Im allgemeinen bestehen Zweifel, ob Wedekind durch die Vorführung des Lasters abschrecken oder diesem huldigen wollte. Manche sind dagegen, daß »die Kanalgitter von den Senkgruben einer hemmungslosen Sexualität gehoben« werden, in welcher Absicht immer es geschehe. Der Sexualtrieb wird fast überall verrissen. Die Darstellerin der Hauptrolle wird gelobt, weil bei ihr »der penetrante, beizende Geruch, der von dieser Lulu als einer Reinkultur der Geschlechtlichkeit ausgehen soll, nicht zu spüren war«. Denn: »vielleicht ist das eher ein Plus, als ein Minus«.

* * *

Bei dieser Gelegenheit soll nicht ungesagt bleiben, daß die Neue Wiener Bühne, in deren Räumen sich das Ereignis abspielte, Dichter—Matineen veranstaltet. Da werden sie denn alle gefeiert. Zum Beispiel Rilke, der ja das Wiener Theaterpublikum besonders interessiert. Jede Persönlichkeit findet ihren Conferencier. Zu Nietzsche gehört Ewald, auch ein Abgründiger. Zu allen aber paßt Herr Friedell, bekanntlich einer der meistgenannten Kabarettiers der Epoche. Er wird dem Herrn Shaw so gerecht wie einem Schiller, und er versteht Busch so gut wie Wedekind. Er hat im In— und Ausland viel zur philosophischen und anekdotischen Verflachung Peter Altenbergs beigetragen und ist überhaupt ein lustiger Gesell. Sein an Stammtischen wirksamer Humor, dessen Niederschrift sich doch schwieriger anläßt, als man ursprünglich geglaubt hatte, könnte viel zur Veredlung der Kneipzeitungen eines philologischen Seminars helfen, strebt aber vom Kolleg zum Kabarett empor und ist

die beste Kreuzung jener guten Laune, die in Alt—Heidelberg Moos angesetzt hat, und dieser Geschicklichkeit, die dem Wiener Nachtgeschäft zustatten kommt. Der Mann dürfte bei Professor Marcell Salzer belegt und in Kuno Fischers Singspielhalle gearbeitet haben. Ein durchaus schätzenswerter literarischer Habitus. In öffentlichen Lokalen etwas polternd, aber gewiß kein Spielverderber. Bei solchen Übergängen von Gedankentiefe zur Ausgelassenheit, an solchen Stationen zwischen dem Ethischen des Bernhard Shaw und dem Dionysischen des Rössler verweilt die renovierte Wiener Gemütlichkeit am liebsten und der neue Dreh, der dem alten Drahrertum zuhelfekam, schafft neue Lieblinge. Wenn dann noch die Zuckerkandl ihren kulturellen Segen gibt und, eine Spinne der Fremdworte, einen ausgewachsenen Humoristen in ihre Netze fängt, indem sie ihn durch seine Konferenzen Intellektualität heranzüchten und sich aus der Schule der Nervendressur Elemente holen läßt, welche seiner Kunst den Geisteswillen dieser Zeit mit aphoristischer Schärfe zu projizieren, etwas Abruptes geben, wobei seine Ausführungen sich gleichsam organisch aus den philosophischen Werten eines Weltganzen in ihrer logischen Kontinuität entwickeln und er einen Extrakt von sich gibt, der den Schock der Empfindsamkeiten und gleichzeitig die Erkenntnis der auseinanderliegendsten Zusammenhänge verdichtet, und wenn die Dame dann noch die Geistesgegenwart hat, den schlichten Satz zu schreiben: »Im Anfang war Friedell« — so ist alles in schönster Ordnung. Die Zuckerkandl nennt es: das »Alles—ist—da—Lächeln«, wenn Friedell auftritt. Sie hat recht, und es muß alles, was da ist, zugegeben werden. Neidlos und unerbittlich. Ohne Rücksicht darauf, daß es ein Herzenswunsch des Humoristen ist, mich zu erzürnen, und eben deshalb. Denn unter der scherzhaften Vorspiegelung, sich durch einen »Angriff in der Fackel« bei der Presse nützen zu wollen, wollen solche Lustigmacher tatsächlich nichts anderes, sie sind Streber unter dem Vorwand es zu sein, und es ist deshalb notwendig, dem Typus, dem heute nichts ernst ist als hinter der Tarnkappe des Nichternstgenommenseinwollens der Erfolg, justament einen Gefallen zu erweisen. Das Glück, eine fremde Karriere zu machen, soll nie gescheut, sondern immer versucht werden; ich stelle jeden dorthin, wohin er gehört, denn es mag erträglich sein, daß Wedekind, wie Herr Friedell meint, nur ein steckengebliebenes Genie ist, aber es wäre unerträglich, wenn auch die Talente stecken blieben. Ehrfurcht haben sie nur vor den Vorteilen, die ihren Talenten gebühren, und da Herr Friedell der intelligenteste Vertreter dieser Spielart ist, die ganz genau weiß, wann sie wieder nüchtern werden muß, so eignet er sich sehr wohl dazu, daß an ihm ihre Züge agnosziert werden. Den unerwünschten Anlaß aber bietet der Einfall der Neuen Wiener Bühne, einen Dichter in einer Matinee zu feiern und ihn durch Herrn Friedell anulken zu lassen, der zu Wedekind kaum eine tiefere Beziehung hat, als das Bewußtsein, in der ersten Vorstellung der »Büchse der Pandora«, II. Akt, als »Polizeikommissar« mitgemacht zu haben. Die Lebensnot, die diesen Dramatiker ehemals gezwungen hat, seine Gedichte in Kabarett vorzutragen, scheint ihn auf Shakespearisch noch heute zu seltsamen Schlafgesellen zu bringen. Aber kein Spaß, durch den Herr Friedell sich je um die Abende unserer Tage verdient gemacht hat, gibt ihm die Berechtigung, einem Wedekind auf die Schulter zu klopfen, und wengleich er sicher der lustigste Kommentator ist, den man heute zu einer Weinkarte finden wird, hundertmal besser als Roda Roda, so ist er doch beiweitem nicht der Mann, der Zufriedenheit das Grauen vor Wedekind auszureden. Wo es zwischen der Gotteswelt und der erotischen eines Dichters nicht stimmt, das zu untersuchen erfordert einen andächtigeren Geist als den des Schalks, der davon lebt, daß man ihm nichts übel nehmen wird, und den die eigene Brüchigkeit, die ja in der Humorpro-

duktion einen billigen Ausgleich gefunden hat, darauf anweist, in jedem Größeren einen Zwitter zu erkennen. Mit allem Nachdruck muß aber die Zimnerreinheit der Idee festgestellt werden, eine Wedekind—Feier mit einer Entwertung eröffnen zu lassen und eine literarhistorische Objektivität zu bewähren, um die man einen Theaterdirektor nicht gebeten hat. Die Entschuldigung, daß Herr Doktor Geyer von der Friedellschen Weltanschauung überrascht wurde, wäre hinfällig. Er hätte den Vorredner unterbrechen, desavouieren und, ein Reformator wie er ist, die Vertreibung des Hanswursts von der Neuen Wiener Bühne besorgen müssen. Wenn es ihm wirklich darum zu tun war, die Wirkung der Wedekind—Feier ungetrübt zu lassen, und wenn er schon unterlassen hatte, das Manuskript abzufordern. Die Vielseitigkeit des Friedellschen Könnens und die höchst unziemlichen Bonmots der Schiller—Ehrung hätten ihm zu bedenken geben müssen, daß die Platte nicht zwielichtundurchlässig sei. Der Plan des Herrn Friedell, auf dessen Gelingen er stolz ist: dem Philister Mut gegen Wedekind zu machen, mußte dem Direktor, der sein Podium hergab, in irgendeiner Form ruchbar werden und nicht zuletzt die Dankbarkeit gegen den Autor des »Erdgeist«, der ihm eben noch das Theater gefüllt hatte, ihm einen würdigeren Festredner empfehlen. Sonst verfügt ja Wedekind nicht über allzu viele Theater, die ihm dankbar sein müssen, und er hat die Zensur hauptsächlich als die Ausrede der Direktoren zu fürchten, die ihn nicht annehmen. Sie könnten noch weiter gehen und an seiner Stelle einen Humoristen auftreten lassen, der dem Publikum versichert, es habe nichts verloren. Das fehlt noch zur Ordinärheit des Bühnengeschäftes, daß die Theater, die einen Dramatiker nicht aufführen, dafür die Kritik beistellen und statt seine Stücke vor die Rezensenten zu bringen, ihn in eigener Regie verreißen. Es gehört ein guter Magen zu der Vorstellung, daß die lustige Person bei offenem Vorhang und zur Einführung in die nun folgende Feier Wedekind einen Knockabout nennt. Wenn das Geschäftstheater des Herrn Weisse jenen ins Foyer geladen hat, so hat es wenigstens die Distanz zwischen der verdienenden Schande, die sich am Herd wärmen darf, und der Ehre, die im Vorzimmer eine Bettelsuppe kriegt, ehrlich markiert. Ein Literaturtheater, das einen Dichter in die gute Stube lockt, um ihn anzupöbeln, hat ausgespielt.

Durch die Witzpresse wird kolportiert, daß die von der Fackel angeregte Sammlung für Else Lasker—Schüler »11 Kronen ergeben« habe. Wenn es wahr wäre, gäb's keinen Grund, witzig zu sein, und trauriger als um die Dichterin stünde es um das deutsche Publikum. Der Witz ist durch die Geschmacklosigkeit einer Berliner Zeitung entstanden, welche die Summe von elf Mark, die ihr für die Sammlung übermittlelt wurde, mit einigen pompösen Zeilen besonders ausgewiesen hat, statt den Empfang den Spendern brieflich zu bestätigen. Tatsächlich beträgt das Ergebnis der Sammlung bis zum ersten März 4660 Kronen. Eine Summe, die freilich noch immer nicht hoch genug ist, um das deutsch lesende Publikum von der Verpflichtung der Scham loszukaufen. Aber die Sammlung ist ja noch nicht abgeschlossen und wer eine Versäumnis bereuen will, wende sich getrost an die Sammelstelle: Professor Dr. Walter Otto, Wien, XIX., Gebhardtgasse 1.

Wien, im Großen Beethoven—Saal, am 7, Februar:

I. Die chinesische Mauer. II. Glossen: Wenn Herr Harden glaubt; Vater Korngold; Zuerst erfolgt; Graf Berchtold hat heute die Gemeindevertretung von Ungarisch—Hradisch empfangen; Und wie spielt sich ein ungarisches Duell ab?; Conrad von Hötzensdorf; Das Buch der Bücher; In Österreich geschieht viel für die Kunst / Das Erdbeben. III. Die neue Art des Schimpfens / Glossen: Die Welt der Woche; Gelungene Einzelfiguren boten; Die Berufe; Ort der Handlung: Wien; Wiener Faschingsleben 1913. — Zugaben: Bitte, das ist mein Recht; Ich rufe die Rettungsgesellschaft.

'Reichspost', 13. Februar:

Mit nur eigenen Schriften bestritt Karl Kraus seine am 7. d. im Beethovensaale abgehaltene Vorlesung. Nebst kleineren Glossen bekam man »Die chinesische Mauer«, »Das Erdbeben« und »Die neue Art des Schimpfens« zu hören. Die Mühelosigkeit, mit der sich diesem Vorleser allerorten die größten Säle füllen, hat etwas unstreitbar Grandioses an sich. Auch am letzten Freitage waren so viele Hunderte zusammengeströmt, als der Saal nur irgend fassen konnte, von keiner anderen Werbetrommel zusammengerufen, als von der dem Ereignisse innewohnenden Bedeutung. Die Ankündigung einer Krausvorlesung klingt längst wie ein immer wieder erneuerter Kriegsruf, wie die Ankündigung eines reinigenden Gewitters, dem beizuwohnen viele Hunderte — und es sind nicht die Schlechtesten im Lande — nicht versäumen wollen. Von Monat zu Monat weiß Kraus durch seine unerhört kühnen Abrechnungen mit den Torheiten und Gemeinheiten des Lebens immer wieder aufs neue aufzurütteln, und die Stimme dieses einsamen Rufers, dessen Liebe zur Menschheit sich in Haß gegen ihre Entwürdiger umwertet, ist längst nicht mehr zu überhören. Kraus, der Autor und Vorleser, ist vor nicht allzulanger Zeit hier eingehend gewürdigt worden. Unermüdlich türmt dieser Künstler neue Monumente von unserer Zeiten Schande auf und seine stahlharte Stimme über eine atemlose Menge hingellen zu hören, ist immer wieder ein zutiefst aufwühlendes Erlebnis. Manchmal, wenn ein Lachsturm aufbraust, hat man freilich das Gefühl, daß er nicht in letztem Sinne erfaßt und verstanden wurde. Denn immer, auch inmitten des heißesten Granatfeuers seiner Witze, durchbebt ihn unerbittlicher Ernst. Er hat niemals die Lustigkeit des Belustigten. Ihm ist Lustigkeit nur ein Mittel, um ernste Wahrheit aufzudecken. Ein grandioses Gewitter ging nieder. Die Reporter brauchen es nicht zu melden. Denen es galt, die haben die Donnerschläge schon vernommen, und der Hausherr, dem der Blitzstrahl ins Dach fuhr, der zieht vergebens die Bettdecken über die Ohren.

H. B.

*

Pilsen, im Waldek—Saal, am 13. Februar:

I. Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Plakate II. Das Erdbeben III. Ostende, erster Morgen; Angesichts; Gefährlich; Wenn Herr Harden glaubt; Ein Satz; Man muß die Leute ausreden lassen; Der Deutlichkeit halber; Riedau und Lido; Schlichte Worte; Bitte, das ist mein Recht. — Zugaben: Ich rufe die Rettungsgesellschaft; Interview mit einem sterbenden Kind; Das Ehrenkreuz.

Karlsbad, im Großen Kurhaussaal, am 15. Februar:

I. und II. wie oben / III. anstatt der 6., 10., 12. und 13. Glosse: Conrad von Hötzensdorf; Zur Erleichterung des Lebens; Beim Anblick einer sonderbaren Parte.

Troppau, im Drei Hahnen—Saal, am 20. Februar:

I. und II. wie oben / III. anstatt der 1., 2., 8., 9. und 12. Glosse: Petite chronique scandaleuse; Beim Anblick einer sonderbaren Parte; Conrad v. Hötzensdorf.

Brünn, im Deutschen Haus (Neue Akademische Vereinigung), am 21. Februar: Nestroy: Szenen aus: »Die beiden Nachtwandler« (von der 18. Szene an, mit Vorwort) II. Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind / Peter Altenberg: Landpartie; Die Maus / Karl Kraus: Man muß die Leute ausreden lassen; Auf der Suche nach Fremden; Petite chronique scandaleuse; Ich pfeife auf den Text; Bitte, das ist mein Recht III. Conrad v. Hötzensdorf / Harakiri und Feuilleton (mit Vorwort). — Ich rufe die Rettungsgesellschaft.

*

Die nächsten Vorlesungen finden in Prag (Palace—Saal, 4. März), Wien (Großer Beethovensaal, 10. März) und München (Vier Jahreszeitensaal, 29. März) statt.

*

'Czernowitzer Tagblatt' (20. Oktober): »Karl Kraus«. 'Berliner Tageblatt' ('Zeitgeist', 18. November): »Das andere Wien« von Albert Ehrenstein. 'Literarisches Zentralblatt' (Leipzig, 18. Januar): »Pro domo et mundo«. 'Die Bücherei Maiandros' (Berlin, 1. Februar): Vorlesung. 'Der Weckruf' (Innsbruck, 1. Februar): Vorlesung. 'Karlsbader Zeitung' (16. Februar): »Karl Kraus« von Walter Serner. etc.

In Nr. 366/67, S. 28, 14. Zeile ist anstatt »voreinander« *vor einander* zu lesen.

In Nr. 368/69, S. 4, 12. Zeile anstatt »rehabilitiert«: rehabilitiert. S. 11, 3. Zeile anstatt »Naturwesen in«: Naturwesen, in. S. 11, 17. Zeile von unten anstatt »transzedenter« ; transzendenter. S. 22, 3. Zeile des Zitats anstatt »einem«: einen. S. 38, 2. Zeile von unten anstatt »Ursurpation«: Usurpation. S. 39, 10. Zeile anstatt »Weltbaisse zu treffen«: Weltbaisse treffen. S. 52, 1. und 2. Zeile anstatt »zu zu betrügen«: zu betrügen.

Desperanto

Neuer Kurs
Für Vorgeschriftene

(Die Übungsstücke sind den Heften der 'Zukunft' vom 15. und 22. Februar wahllos entnommen.)

Von Immanuels nach Gottfrieds Stadt	Von Königsberg nach Straßburg
--	-------------------------------

Kimbern	Cimbern
Die Enkel dieser Kimbern	Die Deutschen
Ihr Sinn weicht sich	Sie werden feige
Der Vormann stöhnt	Der Kaiser beklagt sich
An einem Tag des letzten Februar- drittels	Ende Februar
König Karl	König Karol
zurechnungsfähig	zurechnungsfähig
Hoffnungsglück	Druckfehler für Hoffnungsglück
der Retter Zollerns	Bismarck
Europäerfrieden	europäischer Frieden
Fritzenmuth	Mut Friedrichs
Seiyukri (Verfassungspartei)	Übersetzung in sich
unter dem Chutuchta	?
Yuan—Shih—Kai	Keine Straßenbezeichnung, sondern Yuanschikai
Sun—Yat—Sen	Sunyatsen
Der Kindersinn der im Filzzelt Hockenden röstet sich an der Vor- stellung ...	Die Mongolen freuen sich bei dem Gedanken ...
Der gelbe Kriegsmann sonnt sich in der Freundschaft mit dem King	Japan ist mit England verbündet
Die Japaner erhalten einen grob ge- flochtenen Korb	Die Japaner erfahren eine unhöfliche Ablehnung
Graf Rex glaubt sich zur Lehrerrüge berufen. Kein Selbstbewußter sucht ihn gern auf.	Graf Rex ist arrogant. Wer selbst ar- rogant ist, weicht ihm aus.
Der für die Nachfolge Kiderlens Er- kürte	Kiderlens Nachfolger
Einer, dem ein Gott gab, zu sagen, was er fühlt: Herr Emil Ludwig	Herr Emil Ludwig, dem ein Gott gab, zu sagen, was wir leiden

Ins Götzenthum sinkt auch Herr
Ludwig der Tristanschöpfer nicht

Zukunftsmusik

Wagner besteht selbst vor Ludwig

Unangenehmes Geräusch

Glossen

NICHT VON HARDEN

»Man beschloß, ihn nach Tripolis als Gouverneur zu schicken; er lehnte ab. 'Ich war noch nicht einmal Mudir, wie soll ich als Gouverneur etwas taugen; ich lege meinen Bart nicht in die Hände des Defterdars und des Mektubije' (des Rechnungsrates und des Sekretärs). Das war seine Antwort, als man ihn zum Wali machen wollte.«

Sondern von Klein.

* * *

GUT GEMEINT, ABER SCHLECHT AUSZUSPRECHEN

»Maler Dr. Rudolf Bunzel hat den Reinerlös seiner zwei Säle im adaptierten Kunstaustellungsgebäude des Deutschen Künstlerverbandes in München umfassenden Kollektivausstellung für die in Not Hinterbliebenen der Kriegsoffer am Balkan gewidmet.«

* * *

WIE DAS?

Die Wiener Mädchen—Handelsakademie

... Dem unermüdlichen Verein zur Förderung der höheren kommerziellen Frauenbildung gebührt das Verdienst, diese vierklassige Akademie, die heute das *Öffentlichkeitsrecht* besitzt, ins Leben gerufen zu haben. Längst konnte der Verein auf die große Verwendbarkeit der Frauen im kommerziellen und industriellen Betriebe hinweisen und es war nun sein Bestreben, für die heranwachsende weibliche Jugend, die sich dem kommerziellen Berufe widmen wollte, eine Anstalt zur Erreichung der nötigen Vorbildung zu schaffen. Wie richtig der Gedanke des Vereines zur Förderung der höheren kommerziellen Frauenbildung war, beweist am besten, daß, kaum daß die Akademie in Wien ins Leben gerufen war, gleiche Anstalten in Prag und *Preßburg* gegründet wur-

den ... Hand in Hand mit der Schule geht noch eine *Stellenvermittlung* des Vereines, so daß die Schülerinnen nach absolvierten Studien gleich *plaziert* werden können. Der so rationell wirkende Verein für erweiterte kommerzielle Frauenbildung erhält wohl namhafte *Spenden* von Instituten, *Industriellen*, *Großkaufleuten*, hat aber trotzdem mit manchen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Frauen aus den wohlhabenden Kreisen müßte noch in großer Zahl beitreten und ihr Interesse an der so allgemein nützlichen Sache betätigen und mitarbeiten helfen, um ihren Mitschwestern *schöne und lohnende Existenzen* zu schaffen. Dann würde der Verein die Möglichkeit haben, in noch ausgedehnterem Maße sein Werk zu erfüllen ...

In dieser verzwickten Welt, in der das Laster eine Sprache angenommen hat, muß sich jetzt der soziale Ernst der Sprache des Lasters bedienen. Es ist Kontrebande der Ehrlichkeit Man könnte die Neue Freie Presse glatt mit der Nachricht hineinlegen, daß der Professor Casti Piani eine Berufung an die Wiener Mädchen—Handelsakademie angenommen habe ... Der gaunerische Mädchenhandel von heute ist nur ein Zuhälter der Moral. Sie mögen miteinander fertig werden. Eine gesündere Zeit wäre nicht verlegen, den Mädchen jenseits von Kontor und Bordell schöne und lohnende Existenzen zu verschaffen. Aber heute ist es unvorsichtig, durch eine Spitzmarke zu verraten, daß diese und jene Prostitution dieselbe Sprache spricht. Nur der Binde—Strich trennt sie, damit man sie nicht vollends verwechsle.

* * *

WUNDER DER TECHNIK

»77 Jahre alt, vergrämt, verbittert ... ist heute Wilhelm Kreß gestorben. Der Mann, an dessen Namen sich in Österreich die *wunderbarste technische Erfindung, der Vogelflug*, knüpft.«

* * *

DER LETZTE ÖSTERREICHER

ist von der 'Reichspost' gesichtet worden:

Ein Österreicher. Ein alter Offizier richtet an uns nachstehendes Schreiben und ersucht um dessen Veröffentlichung: Verehrliche Schriftleitung! *Es gibt noch Österreicher*. Beweis dessen folgenden *nette Geschichtchen*, von dem ich mir eine verehrliche Schriftleitung ergebenst zu unterrichten erlaube. Am 25. Jänner l. J. fand in den Prunksälen des Restaurants »Zum Grünen Tor« der Wohltätigkeitsball der Ersten Wiener Marine— und Militärkriegerkorps »Tegetthoff« statt. Es wurde mir die Ehre zuteil, zu diesem Ballfeste geladen zu werden. Als achtzigjähriger Invalide erhielt ich meinen Platz an der Ehrentafel zur Seite des Ehrenpräsidenten des Korps Herrn Ludwig Riedl, dem populären Cafétier vom Stefansplatz, angewiesen. Im Laufe der Unterhaltung fand ich Gelegenheit, einem *interessanten Gespräche* zuzuhören, das ein intimer Freund Riedls mit diesem führte. »*Sage mir, lieber Riedl, was bist Du eigentlich für ein Landsmann? Wir kennen uns schon so lange Zeit, und noch immer bin ich mir darüber nicht im klaren,*«

sagte der Bekannte zu seinem Freund. »*Rate*,« erwiderte Herr Riedl lächelnd. — »Vermutlich ein Wiener,« meinte jener. — »Nein,« war die Antwort. — »Also ein Böhme?« »Nein.« — »Ein Pole?« — »Nein.« — »Ein Steirer? Ein Salzburger? Ein Tiroler?« usw. — Und immer ein stereotypes »Nein.« — »Dann bist Du also ein Ausländer?« schloß der Neugierige. — »Auch nicht,« antwortete Herr Riedl *kurz, aber treffend*. »Ich bin ein Österreicher; daß ich in Wien geboren bin, macht mich glücklich, daß ich ein Österreicher bin, macht mich stolz.« — Diese Worte eines Patrioten taten meinem alten Soldatenherzen wohl. Ich hatte wieder einmal einen Österreicher gefunden. Freilich dachte ich im Momente nicht daran, daß ich unter »Tegetthoffern« mich befand, sonst hätte ich wissen müssen, daß diese wackeren Männer mit der Auffassung ihres Ehrenpräsidenten eines Sinnes sind und sich insgesamt Österreicher nennen, in welchem Teile unseres großen, gemeinsamen Vaterlandes auch ihre Wiege gestanden sein mochte ...

* * *

ENTDECKUNG EINES TALENTS

»Im Unterrichtsministerium wurde das vor einigen Jahren aufgelassene Musikdepartement wieder neu errichtet. Eine Zeitlang ressortierten die musikalischen Agenden zum Ministerialrat Dlabac, der eigentlich das Referat über die Handelsschulen innehat und nunmehr sich bloß diesem Zweige seiner Tätigkeit widmen wird. An die Spitze des Musikdepartements, dem jetzt wieder alles untersteht, *was nur irgendwie mit der Musik zusammenhängt*, wurde einer der ausgezeichnetsten Beamten des Unterrichtsministeriums, Sektionsrat Dr. Karl v. Hartel, ein Sohn des verstorbenen Ministers v. Hartel, berufen. Dr. Ritter v. Hartel, ein feingebildeter, künstlerisch veranlagter und *vornehmer Mann*, besitzt alle Qualitäten, um sein schwieriges Amt *zielbewußt* und mit *richtigem Takt* zu leiten. Die zuständigen Behörden erblicken in der Ernennung des Dr. Ritter v. Hartel eine *Besserung der Verhältnisse auf dem Gebiete des öffentlichen Musiklebens* und sind *hocherfreut* darüber, daß die Wahl des Unterrichtsministers Dr. v. Hussarek auf einen so überaus geschätzten Beamten gefallen ist.«

Daß Staatsbeamte in der Theaterrubrik gelobt und mit Reklamenotizen traktiert werden, ist eine Neuerung, die selbst in diesem Staatswesen auffällt, wo schließlich Verwechslungen zwischen Sektionsräten und Operettentenen vorkommen können. Daß aber Staatsbeamte gegeneinander ausgespielt werden, macht die auffällige Neuerung wieder erklärlich. Wenn eine Soubrette auf Kosten der andern gelobt wird, dann ist der Kritiker Librettist und die andere hat nicht singen wollen. Ministerialbeamte unterscheiden sich dadurch voneinander, daß sie sich zu allem, was nur irgendwie mit der Musik zusammenhängt, entgegenkommend oder ablehnend verhalten und in der Erledigung eines Ordensgesuches prompter oder lässiger sind. Nicht alle besitzen alle Qualitäten, um ein schwieriges Amt *zielbewußt* und mit *richtigem Takt* zu leiten. So kommt es, daß einer, der eigentlich das Referat über die Handelsschulen innehat und daher in Bezug auf das Wiener Musikleben kompetent sein müßte, verrissen wird, während einem andern die Besserung auf

dem Gebiete des öffentlichen Musiklebens, also ein Verständnis für die heimlichen Geschäfte nachgerühmt wird. Die feinsinnige Kritik stand im Neuen Wiener Tagblatt. Wir wollen sehen, ob der vornehme Sohn des verstorbenen Unterrichtsministers wirklich die Erwartungen erfüllt, die die Kritik in ihn setzt. Es ist unbekannt, ob jetzt unter ihr einer ist, der den Franz—Josefs—Orden zu erwarten hat. Aber wenn er ihn bekommt, dann kann er mit recht sagen, daß er schon immer auf das Talent des jungen Hartel aufmerksam gemacht und sich in ihm nicht getäuscht hat.

* * *

KARPATH :

... Darüber zu urteilen wäre es zu früh, denn Arnold Schönberg ist ein Zeitgenosse, der im besten Mannesalter steht, *mithin noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen*. Die Opposition, die gegen Schönberg ins Werk gesetzt wurde, war faktiös, ebenso wie er selbst einem Ostrazismus huldigte, wenn es galt, sich seiner Widersacher zu erwehren ...

... Die Gurrelieder sind ein Jugendwerk Jacobsens, er hat sie in seinem 21. Lebensjahre gedichtet. Man findet diesen Zyklus von Gedichten in der Mitte einer Aufsatzreihe, die der Dichter unter dem Gesamttitel »Ein Kaktus erblüht« veröffentlicht hat. Im Hause eines pensionierten Kriegsrates sind fünf junge Leute, Peter, Paul, Karl, Jesper und Mads, versammelt, und zwar *in Veranlassung eines sehr seltenen Kaktus*, der nach neunjähriger, sorgfältiger Pflege eine Blüte bekommen hatte, die sich *nach Sitte dieses Kaktus* einmal im Laufe der Nacht mit einem großen Knall erschließen würde ...

Karpaths Aphorismen sind soeben in Buchform (Verlag Paul Knepler) erschienen.

* * *

NICHT MEHR ZU UNTERSCHIEDEN

»Wir kennen beispielsweise zwei Wiener Journalisten, die im Laufe jahrelanger gemeinsamer Arbeit einander im Gedankengang, ja sogar im Temperament so verwandt wurden, daß sie, sind ein paar Jahre über irgend einen Artikel vergangen, nicht mehr wissen, wer von beiden ihn geschrieben hat.«

Seltsames Naturspiel, aber der Wolf ist nur darum nicht vom Fuchs zu unterscheiden, weil er ganz wie der Löw, der wie der Beer schreibt, welcher nicht weiß, ob er mit dem Hirsch oder mit dem Lux die Gedanken ausgetauscht hat, sich nicht mehr erinnern kann, daß das Ganze eigentlich doch vom Pollak herrührt, der es vom Stern hat.

* * *

DER SOGENANNT RACHEAKT

»Die Lokalchronik unserer Stadt ist heute um eine furchtbare Bluttat bereichert worden. Auf der Marxerbrücke, in der nächsten

Nähe der Ringstraße, unmittelbar hinter dem neuen Kriegsministerialgebäude, hat um 5 Uhr nachmittags ein Privatbeamter, der aus seiner Stellung entlassen worden war, drei Schüsse gegen seine ehemaligen Chefs abgefeuert. ...

Es handelt sich hier wieder um einen sogenannten Racheakt. Der Mörder hat zum Browning gegriffen, um seiner Verärgerung, vielleicht sogar seiner Verzweiflung über seine Entlassung blutigen Ausdruck zu geben ... «

* * *

DER GESICHTSWINKEL

»Die fürchterliche Bluttat, die gestern abends auf offener Straße verübt wurde und in ihren Einzelheiten zu den erschütterndsten Dramen der Lokalgeschichte der letzten Jahre gehört, hat in ganz Wien Aufsehen und Entsetzen erregt. Die Opfer des Mörders verkehrten in der besten Gesellschaft, sie führten großes Haus, pflegten viele Gäste bei sich zu sehen, und *erst am Mittwoch vereinigte ein Jour bei Frau B.* zahlreiche Damen und Herren der Wiener Gesellschaft.«

* * *

EIN TAG AUS DEM LEBEN DES PRINZEN EITEL FRIEDRICH

»Um ½ 6 Uhr früh fuhr der Prinz mit seinem Gefolge vor dem Hotel Ritz vor, wo ihn die Besitzerin, Frau Ritz, begrüßte. Der Prinz grüßte militärisch und *stellte sich vor*: »Eitel Friedrich, Prinz von Preußen.« *Den ungarischen Gruß des Portiers* »*Jo estete*« (Guten Abend) *erwiderte der Prinz mit den gleichen Worten in ungarischer Sprache.* Dann stellte er *eigenhändig* den Meldezettel aus und schrieb seinen Namen ein: Eitel Friedrich, Prinz von Preußen, Major und Bataillonskommandant des ersten Garderegiments zu Fuß. Wohnort: Potsdam. Als der Prinz ersucht wurde, sich die Zimmer auszuwählen, sagte er, *er wolle erst sein Gepäck abwarten* und indessen einen Spaziergang unternehmen. Er begab sich zum Donaukai, wo gerade ein lebhafter Korso war. Da man besorgte, daß der Prinz *sich verirren könnte*, *eilte* ihm der Generalkonsul Graf Fürstenberg—Stammheim nach, mit dem der Prinz dann eine Stunde lang spazieren ging. Nach seiner Rückkehr ins Hotel erledigte er in seinen Appartements einige Briefe und nahm dann um 8 Uhr *im Smoking* mit seiner Suite im öffentlichen Speisesaal mitten unter den anderen Gästen das Diner. Um 9 Uhr begab er sich in die Halle, wo der *schwarze Kaffee genommen und geraucht wurde.* Nachher besuchte der Prinz mit einigen Herren des Gefolges das Orpheum, wo er in einer Proszeniumsloge *mit großem Interesse* der Vorstellung folgte. Morgen um ½ 3 Uhr reist der Prinz von Budapest ab.«

* * *

GEISTESGEGENWART IST DIE HÖFLICHKEIT DER PRINZEN

»Während die meisten Passagiere kopflos umherrannt, verlor der Prinz die Geistesgegenwart nicht, und seine erste Frage an einen der Kondukteure war: '*Gibt es Verletzte?*'«

* * *

SCHON DER GROSSVATER IST IN ÖSTERREICH VERUNGLÜCKT

EIN EISENBAHNUNFALL DES GROSSVATERS DES PRINZEN EITEL FRIEDRICH IN
ÖSTERREICH

Wien, 5. Februar

Es ist nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß der Großvater des Prinzen Eitel Friedrich, dessen tatkräftige Hilfeleistung anlässlich des Eisenbahnunglücks bei Mediasch so starke Sympathien ausgelöst hat, ebenfalls auf einer Reise, die ihn in unsere Monarchie führte, einen Eisenbahnunfall erlitten hat ...

Ein sehr ein beliebtes Land zum Verunglücken. Alle Herrschaften loben sich und kommen immer wieder gern.

... Der Zusammenstoß war nicht mehr zu verhindern ... Der Deutsche Kronprinz gab nach den damaligen Berichten *Beweise außerordentlicher Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit*. So ruhig, als ob nichts geschehen wäre, verließ er seinen Wagen, *erkundigte sich*, ob ein Unglück geschehen sei, *fragte sodann*, ob sein Wagen Schaden gelitten habe, und *setzte die Reise fort*, nachdem die Untersuchung der Wagen beendet war. Bald nach der Katastrophe war er in *ruhigen Schlaf* verfallen.

* * *

EIN BEGRÄBNIS ERSTER KLASSE,

mit allen Ehren der Plastik, wird freisinnigen Fürstlichkeiten zuteil.

... Als kurz nach 3 Uhr die ersten Funktionäre und Trauergäste durch die langen, gewundenen und mit schwarzen Tüchern verhängten Korridore die Kirche betraten, lag der wunderbar harmonische Raum noch in tiefes Dunkel gehüllt. Zwei elektrische Lämpchen und ein paar Gasflammen, die sich *wie zufällig* in diese alte, vom Wandel der Zeiten unberührte Kirche verirrt zu haben schienen, erhöhten den Eindruck der Dunkelheit, statt ihn zu zerstören. Nur mühsam fand sich das Auge zurecht. Die ganze Kirche bis zur halben Höhe mit schwarzem Tuch verhängt, die Sitze schwarz bezogen, ein schwarzes Tuch, das das Bild des Hochaltars verhängt, so daß sich von ihm das große Silberkreuz mit mystischem Glanz abhebt. Und die Trauertücher saugen das Licht ein und werfen Dunkelheit zurück.

Geistliche im hohen Ornat *huschen* durch die Kirche, Hofwürdenträger flüstern mit ihnen, weisen den Kommenden die Plätze an, treffen allerlei Vorbereitungen. Ein Lakai taucht plötzlich mitten im Dunkel mit einer langen Stange auf und beginnt die Wachskerzen vor den Altären, die Kerzen des großen Lüsters zu entzünden. *Es ist, als wenn das Licht mit der Dunkelheit kämpfen wollte*. Jede aufzuckende Flamme *verbreitet einen Lichtkegel für sich*, und als die letzte Kerze entzündet ist, herrscht ein wunderbares Halbdun-

kel, das die schlichte Schönheit jedes Details in dem Raume plastisch hervortreten läßt.

... Immer mehr Geistliche treten hinter dem Hochaltar hervor, es folgen ihnen glänzende Uniformen, und aus dem Halbdunkel heraus glitzert und leuchtet es von Gold, Silber, Brokat und hellen Farben.

Die vierte Stunde ist da, und *draußen muß wohl* der Leichenzug nahen. Man hört in die Kirche hinein, gedämpft wie aus weiter, weiter Ferne, Kommandorufe, Säbelklirren, das Rollen von Rädern, das *Trabtrab* von Pferdehufen und das Zuschlagen von Wagentüren.

Unter atemloser Stille entwickelt sich nun ein trauriges, imponantes Schauspiel. Kerzen— und fackeltragende Geistliche ziehen ein, und wie sie den Raum betreten, kommt neuer Lichterglanz, *das Dunkel weicht*, man sieht die Mienen der Menschen, erkennt die Personen.

... Der Zeremonienmeister waltet seines Amtes, er sieht darauf, daß die Aufstellung nach Rang und Alter vor sich geht, *hier bittet er* einen Erzherzog wieder aus der Reihe heraus, *dort reiht er* eine Erzherzogin ein ...

Der Thronfolger steht allein in der ersten Reihe. Die Reihe hinter dem Thronfolger wird von dem jungen Erzherzog Karl Franz Josef eröffnet, *der schlank und geschmeidig dasteht* und hie und da ein leises Wort der Erzherzogin neben sich zuflüstert. Es folgen dann mehrere Erzherzoginnen, dann wieder Erzherzoge, und die dritte Reihe wird nur von Damen des Kaiserhauses okkupiert.

Nun senken sich die Häupter und die Stille wird zur Lautlosigkeit. Der silberne schwere Sarg, in dem der tote Erzherzog zur ewigen Ruhe gebettet ist, wird von zwölf Hoflakaien hereingetragen.

... wie aus dem Erdboden emporgewachsen stehen wieder die zwölf Träger da, und langsam tragen sie den Silbersarg hinaus ... Man hört die schweren Schritte der Sargträger, die in der Tiefe verhallen. *Ergriffenheit lastet* auf den in der Kirche Versammelten. *Man fühlt und nimmt mit erregten Sinnen förmlich wahr, wie Erzherzog Rainer*, der vor wenigen Tagen noch *unter uns* geweiht hat, nun eingekehrt ist zu seinen Vätern und Vätersvätern da unten in der Gruft der Habsburger.

Langsam leert sich die Kapuzinerkirche. Gerade als die Erzherzoge die Kirche verlassen, trifft Graf Rosenberg mit ihnen zusammen. Und der General, der viele Jahre seines Lebens an der Seite des Erzherzogs Rainer verbracht hat, ist schneeweiß im Gesicht, und schwere Tränen rollen ihm über die Wangen.

Draußen aber empfängt die Trauergäste *neues Leben*. Es weht und stürmt nicht mehr, weiße Flocken flattern dicht und fast undurchdringlich vom Himmel herab und legen eine weiße Decke auf den Erdboden, *die den Lärm des Alltags dämpft und verbirgt.*

Man stelle diesen Bericht mit dem schmucklosen über den Tod und den Einzug von Kardinälen zusammen. Man erfährt nicht nur, wie Erzherzog Rainer begraben wurde, sondern wie ein Erzherzog begraben wird, wie überhaupt jemand begraben wird, wie Leben und Tod, Licht und Dunkel mit einander kämpfen, und alle akustischen und optischen Wirkungen, und wie jedes Ding seinen Ursprung hat und jede aufzuckende Flamme einen Lichtkegel für sich. Und alles dies wiederholt sich jedesmal. Und man sagt, es sei unwichtig,

der Reporter werde eben für die Zeile bezahlt und liefere darum möglichst viel. Und daß es das Begräbnis der Dichtung ist, die es nur einmal sagte und von der Licht und Schall in die Presse drangen, zwingt uns keine Träne ab. Und das Leben geht weiter, Zifferer. Und bei dem Gedanken, daß es eine Profession gibt, zu melden, daß einer gestorben ist, wird uns nicht totenübel. Und bei dem Gedanken, daß gesunde Leute dafür bezahlt werden, daß sie Begräbnisse schildern, hängt sich diese Leserschaft nicht auf. Und glaubt wirklich, daß ihre Enkel noch imstande sein werden, das Wort »Trabtrab« nachzullallen. Und daß es Urenkel geben wird.

* * *

HEUTE LIEGEN WICHTIGE MELDUNGEN VOR

die zum Teil wenigstens eine *Entspannung* anzuzeigen scheinen. Doch wäre es verfehlt, wollte man. Noch immer sind die Konflikte nicht gelöst, aber überall zeigen sich Ansätze friedlicher Entwicklung. Der heutige Tag ist ein Tag der Entspannung ... Ganz richtig, aber wann wird Europa darin einig sein, daß es diesen meldenden Boten, der täglich keuchend mit der beruhigenden Alarmanmeldung gelaufen kommt, als Watschenmann behandelt? Das wäre ein Tag der — nein, die Feder dreht sich einem im Magen um, wie der ältere Redakteur, der täglich die Entspannung vorzunehmen hat, sagen würde.

* * *

WARUM WIRD »BLAUBART« NICHT GEGEBEN?

»Was sind denn das für Zustände? Der Kriegsminister verputzt die Kanonen? Der Minister des Äußern kann sich nicht erinnern, was der Minister des Innern geäußert hat?«

* * *

HÖRT, IHR TAUBEN!

Der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh gab der Deputation die nachstehende wichtige Antwort: Es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß in nicht ferner Zeit eine allgemeine *Entspannung* eintreten wird. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat am Sonntag geschrieben, daß die *Entspannung* unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Der Ministerpräsident hat gesagt, es sei begründete Hoffnung vorhanden, daß in nicht zu ferner Zeit eine allgemeine *Entspannung* eintreten werde. Die Rede des Ministerpräsidenten ist eine Kundgebung für den Frieden und eine Mitteilung an die Monarchie, daß wir nicht nur auf eine *Entspannung*, sondern auch auf eine militärische Entlastung hoffen dürfen. Heute um 1 Uhr mittags sprach die Deputation vor und der Ministerpräsident Graf Stürgkh erklärte hierauf, daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß in nicht ferner Zeit eine allgemeine *Entspannung* eintreten wird. Von anderer Seite wird uns gemeldet, daß Ministerpräsident Graf Stürgkh sagte, es sei begründete Hoffnung vorhanden, daß in der allernächsten Zeit eine allgemeine *Entspannung* Platz greifen werde. Über die Konferenz liegt ein Bericht vor, aus welchem hervorgeht, daß der Ministerpräsident Graf Stürgkh die früher erwähnte Erklärung abgab, es sei begründete Hoffnung vorhanden, daß in der allernächsten Zeit eine allgemei-

ne *Entspannung* Platz greifen werde. Solltet ihr aber noch immer nicht verstehen, so wartet das Morgenblatt ab, wo infolge der günstigeren Raumverhältnisse viel häufiger und noch klarer bewiesen sein wird, daß der Ministerpräsident Graf Stürgkh sagte, es sei begründete Hoffnung vorhanden, daß in der allernächsten Zeit eine allgemeine *Entspannung* Platz greifen werde.

Nachschrift. Pardon, es ist nicht wahr. Das heißt, es ist ja wahr. Er hat es gesagt, er war berechtigt, es zu sagen, aber es ist übertrieben. Die Hoffnung ist nicht begründet. Das Friedensbedürfnis der Mächte ist nicht zu verkennen. Es wäre verfehlt, wollte man.

Nachschrift. Es ist doch wahr. Aber er hat nur gesagt, es wird eintreten eine Ent, und sie waren in Spannung.

* * *

VERZICHT ERNSTER MÄNNER AUF DIE ERFÜLLUNG SCHWERER BERUFSPFLICHT

(*Bekanntnis eines amerikanischen Journalisten.*) Der 'Courier du Livre' veröffentlicht folgendes Abschiedsschreiben eines sich zurückziehenden Redakteurs in Illinois:

»Der Unterzeichnete erklärt, die Presse mit der lebhaften Überzeugung zu verlassen, daß dort alles käuflich ist. Von seinem Eintritt an bis zum gegenwärtigen Tage sah sich der Publizist gezwungen, alle Fragen zu fälschen, und er kann sich nicht einer einzigen Gelegenheit erinnern, die Wahrheit gesagt zu haben; er habe weder eine Verringerung der Zahl der Abonnenten verursacht, noch sich Feinde erworben. Unter diesen Umständen, angeekelt wider sich selbst, ziehe er sich zurück, um wieder moralische Kräfte zu gewinnen.«

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, aber man sollte auch seinen Namen erfahren. Er muß noch teilweise im Besitze seiner moralischen Kräfte gewesen sein, weil er sonst nicht den Mut gefunden hätte, einer Profession, die sie verbraucht, solcherart zu entsagen. In Europa, wo sie täglich zweimal das pomphafte Begräbnis der Wahrheit veranstalten, ist kein hinterbliebenes Gefühl solcher Trauer fähig. Nur eine dumpfe Erinnerung regt sich manchmal, daß Schneeschaukeln ein nützlicher und reeller Beruf ist, mit dem man bloß dann Geld verdienen kann, wenn's wirklich geschneit hat. Aber auch diese Ahnung erstickt in jenem dreckigen Zynismus, der dem unnützigsten Handwerk der Welt den goldenen Boden verlieh.

* * *

MITTEILUNGEN AUS UNTERRICHTETEN KREISEN

»Am 1. d. beging der Beamte unserer Administration Herr M. Franz Gaida sein 25jähriges Dienstjubiläum im Verbands der 'Neuen Freien Presse'. Er war aus diesem Anlasse Gegenstand vielfacher Ehrungen. Vor dem versammelten Beamtenkörper überbrachte Bürovorstand Herr Heinrich Ollscher dem Jubilar die Glückwünsche des Herausgebers der 'Neuen Freien Presse', Herrn Moriz Benedikt, sowie der Verwaltung des Blattes, richtete an Herrn Gaida herzliche Worte der Anerkennung und des Dankes für seine langjährige verdienstvolle Wirksamkeit im Interesse der

'Neuen Freien Presse' und überreichte ihm ein Ehrengeschenk. Herr Inseratenchef Weber, als dessen Vertreter Herr Gaida seit Jahren fungiert, beglückwünschte ihn namens der engeren Kollegenschaft in launigen Worten, worauf der Sprecher der gesamten Beamtenschaft, Herr J. Seewald, Herrn Gaida in herzlichster Weise gratulierte und als Jubiläumsgeschenk der Kollegen eine wertvolle goldene Uhr überreichte. Zum Schlusse begrüßte der Obmann des Reichsvereines der Zeitungsbeamten Österreichs, Herr Laurenz Schmerz, Herrn Gaida namens des obgenannten Vereines.«

Es ist bezeichnend, daß die französische Presse, die sich sonst so gern in gehässigen Deutungen österreichischer Tatsachen ergeht, dieses günstige Merkmal der fortschreitenden Entspannung geflissentlich ignoriert. 'Nowoje Wremia' hält gleichfalls an der pessimistischen Auffassung der Lage fest. Interessant ist, daß der Erzherzog Rainer seiner jubelnden Köchin persönlich gratuliert hat, während der Herausgeber der Neuen Freien Presse seine Glückwünsche nie eigenhändig abgibt, sondern durch den Bürovorstand überbringen läßt. Wiewohl man zugeben muß, daß die Köchin für das Leben nicht annähernd so wichtig ist wie ein Inseratenchefstellvertreter für das Blatt. Ist er doch der einzige, der hier die Wahrheit sagt. Denn alle die Kollegen, die vorne arbeiten, stecken die Ideale aus, wenns ums Geld geht, Die hinten sprechen vom Geld, wenns um die Ideale geht. Vorn ist ja auch die Welt, wie sie ist, nämlich die, die so tut als ob. Auf dem Arsch trägt sie keine Larve, und wenn man sich nur an diesen hält, braucht man nicht erst Redoutengespräche zu führen. Benedikt liebt Umschweife, Gaida kürzt die Wege ab. Jener würde singen und sagen, die Ehe sei eine heilige Institution. Gaida sagt:

Zur Einheirat

**in großes Textilunternehmen
wird 45 bis 50 Jahre alter
Herr aus feiner isr. Familie, mit
Vermögen gesucht. Eventuell
Vereinigung mit bestehen-
der Weberei nicht ausge-
schlossen. Gefl. direkte An-
träge unter »Prima P. S.
Nr. 146« an Rudolf Mosse,
Wien, I. Bezirk, erbeten. 2180.**

Einer wird für ein großes Textilunternehmen gesucht. Man glaubt, es werde ihm eine eventuelle Vereinigung mit einem Weib in Aussicht gestellt werden, nein, es handelt sich um eine eventuelle Vereinigung mit einer Weberei. Mit keinem Wort wird das Weib erwähnt. Daß zwischen Textilunternehmen und Weberei Begriffe wie Liebe, Schönheit, Treue, Untreue, Beischlaf, Schwangerschaft und dergleichen Begleiterscheinungen des kommerziellen Lebens Platz haben, ahnt man auch nicht einmal. Die Gefahr dieser Ehe wird nicht die Impotenz, sondern die Insolvenz sein; wenn ein Hausfreund auftaucht, so besteht der Verdacht, daß er unlautern Wettbewerb treibe; und gegen Kinder gibt es Markenschutz. Man müßte das Seelenleben der Frau, die hier zwischen den Zeilen welkt, bis zum Grab verfolgen. Man dürfte nicht Bomben auf Könige werfen, sondern müßte solch ein Ehepaar aus dem Bett holen oder aus der Volkstheaterpremier' und dem versammelten Volk An-

schauungsunterricht über das große Weltverbrechen geben. Nicht wie sich die Pariser Kokotte entkleidet, werde stereoskopisch vorgeführt. Sondern unter den Klängen eines Chopinschen Trauermarsches genieße man in allen Buden das Schauspiel, wie die Textiltochter die Anträge unter »Prima P. S. Nr. 146« durchliest, wie ihr der Textilerzeuger zuredet, wie der 50jährige aus feiner isr. Familie erscheint, sie anstinkt und an ihr endlich die Handlung vornimmt, aus der das Leben kommt, und wie ihr das Leben in den folgenden Nächten und Jahren abstirbt, zwischen Schmerz und Gaida, und wie die Kinder aussehen und was sie lesen und wie auch sie der Vereinigung mit bestehender Weberei entgegenharren. Und wenn man dann noch nicht einsieht, daß die Administration recht hat und die Zeit eine goldene Uhr verdient und daß der große Schinder irgendwo im Kosmos lauert, um diesen hundstollen Planeten zusammenzuschießen, dann ziehe ich alles zurück und gehe als Optimist verkleidet auf den Narrenabend des Gesangvereins österreichischer Eisenbahnbeamten unter der Devise: »Unt're, ent're und and're Gründ'«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jshoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3